Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Die

Landstreicher.

Roman

von

Roderich Benedix.

III. Band.

Leipzig,

Verlag von A. H. Payne.

1.

Der Sommer nahte seinem Ende. Oswald hatte den einen Theil seines Vorhabens glücklich ins Werk gesetzt. Er hatte einen ansehnlichen Theil der Erlenberger Einwohnerschaft zu Papier gebracht und viele Wände in den Häusern der Stadt waren mit seinen Kunstwerken verziert. So hatte er sich nicht nur redlich durchgeschlagen, sondern sich auch ein hübsches Sümmchen erübrigt. Der andere Theil seines Vorhabens war ihm aber nicht geglückt. Trotz der vielen Briefe, die er geschrieben, hatte er bei keinem stehenden Theater eine Anstellung gefunden. „Es bleibt mir nichts übrig", sagte er, „als zu meinem alten Director zurückzukehren, der Gott danken wird wenn er mich wieder bekommt. Ich sehne mich auch statt andere Gesichter einmal mein eignes wieder zu malen und es mit der nöthigen Schminke in seinen höchsten Glanz zu versetzen. Zwar ist es mir ein paar Mal eingefallen ob ich nicht gut thäte mich ganz dem Portraitzeichnen zu widmen, denn ich merke es läßt sich Geld dabei verdienen. Aber ich halte es nicht aus. Es gibt zu viel dumme

Gesichter, die man zeichnen muß, unter zehn ist vielleicht nur eins, das einem Freude macht, dessen Züge man gern mit dem Griffel festhält. Auch muß ich meine Lunge wieder ausschreien, sie rostet fast ganz zusammen. Und es ist doch ein schöner Beruf dem dummen Publicum die Werke der Dichter vorzuführen und sie ihnen erst begreiflich zu machen."

Wie er sagte so geschah es. Der Director engagirte ihn gern auf's Neue und Ehrenfried trennte sich abermals von seinem Freunde.

„Keinen langen Abschied", rief Oswald als sie auf dem Posthofe standen, „wir sehen uns rascher wieder, als wir beide denken."

Ehrenfried fühlte eine Leere in seinem Leben, als der Freund fort war, hatte er doch niemanden, gegen den er sich so unumwunden aussprechen konnte, dem er alles vertraute was er dachte und fühlte. Dem offenherzigen Ehrenfried aber war es ein Bedürfniß sich auszusprechen, er verschloß nicht gern in sich was ihn in irgend einer Art bewegte.

Bald nach Oswalds Abreise kehrte Fräulein Rosamunde Stein aus dem Bade zurück; ihre Cur hatte ungewöhnlich lange gedauert. Ehrenfried legte Rechenschaft von seiner Verwaltung ab, und Fräulein Stein fand daß er dieselbe mit einer Ordnung und Pünctlichkeit geführt hatte, die nichts zu wünschen übrig ließ. Sie sprach das überall aus und Ehrenfrieds guter Ruf befestigte sich dadurch ungemein. Fräulein Stein erklärte niemals einen Lehrer

bei ihrer Anstalt gehabt zu haben, der sich an Lehrgabe Fleiß und Pünctlichkeit mit Ehrenfried vergleichen könne und sie suchte sich auch dankbar gegen ihn zu beweisen. Er mußte Sonntags ihr regelmäßiger Tischgast sein und auch an den Wochentagen bat sie ihn oftmals zum Thee bei ihr zu bleiben. Sie liebte es an solchen Abenden sich mit dem Lesen der Dichter zu beschäftigen, und zwar so daß abwechselnd einer der Anwesenden vorlas. Sie ging von dem richtigen Grundsatze aus daß nur die gesprochene Sprache die volle wirkliche, daß dagegen die geschriebene nur ein Abbild derselben sei. Nun könne man zwar wissenschaftliche Werke lesen, ja das sei vortheilhafter als sie zu hören, da man etwas, was man nicht gleich verstehe, wiederholt lesen, auch dazwischen sich Bemerkungen aufschreiben könne. Dichtungen aber müsse man hören. Nur durch die gesprochene Sprache vermöchten dieselben den vollen Eindruck zu machen. Wenn man sie nur lese, machten sie noch nicht die halbe Wirkung. Fräulein Stein selbst las recht gut vor, nur hatte sie Neigung zu einem etwas übertreibenden Vortrage. Ehrenfried trug gut vor und that es auch sehr gern, da er das für eine wohlthätige Uebung für sich hielt. Anfangs lud Fräulein Stein zu solchen Abenden immer noch einen Dritten und Vierten ein, entweder einen Leherer oder eine Lehrerin, wol auch eine ihr sonst befreundete Persönlichkeit, nach und nach traf es sich aber öfters daß dieser oder jene ablehnte und sie mit Ehrenfried allein war. Sie pflegte dann gern über die Werke der Dichter — wol auch über anderes — zu

sprechen und Ehrenfrieds Ansichten und Meinungen wissen zu wollen. Diesem waren diese Abende zwar angenehm, nur kamen sie ihm nach und nach zu häufig, denn sie hielten ihn von eignen Studien ab, zwangen ihn auch oft die Nächte durch zu arbeiten, wenn er die Hefte der Schülerinnen durchzusehen hatte.

Entschieden unangenehm waren diese Abende aber für Werner. Dieser hatte sich mit der wärmsten Anhänglichkeit an Ehrenfried angeschlossen. Er suchte keine andere Gesellschaft und fühlte sich nur glücklich wenn er bei diesem sein konnte. Ehrenfried verstand es aber auch mit großer Herzensgüte und feinem Benehmen das noch immer kranke Gemüth des armen jungen Mannes zu heilen und ihm mehr und mehr Lebensmuth einzuflößen.

So waren Monden dahingegangen, der Winter war gekommen. Da erhielt eines Tages Ehrenfried einen Besuch des Bürgermeisters. Dieser war ihm fortwährend gewogen geblieben, wenn sich die beiden Männer auch, da sie sehr beschäftigt waren, selten gesehen hatten. Ehrenfried war sehr erfreut den würdigen Mann bei sich zu sehen und bewillkommte ihn auf das Herzlichste.

„Ich habe mir schon lange vorgenommen", sagte dieser, „Sie einmal zu besuchen und zu sehen wie Sie wohnen. Ich kenne dieses Haus recht gut. Es gehörte früher einem alten Oheim von mir und ich bin als Knabe öfter hier gewesen. Es ist jetzt freundlicher geworden. Als mein Oheim noch hier wohnte waren die Wände von Rauch und Alter geschwärzt und er hatte in den Zimmern so

viel Hausrath, Bücher, Bilder, Mappen, Modelle und Merkwürdigkeiten aller Art aufgehäuft, daß an eine Erneuerung und ein Ausputzen der Zimmer nicht zu denken war. Denn bei ihm durfte nichts von seinem Platze weggerückt werden. Jetzt ist es luftiger, heller, freundlicher hier."

Es entspann sich nun zwischen beiden Männern ein Gespräch, in dessen Verlauf der Bürgermeister sagte: „Sie wissen daß ich Sie schätze, und ich wünschte wol daß wir Sie dauernd an unsere Stadt fesseln könnten. Ein Mann wie Sie, wenn er erst in größern Kreisen sich geltend macht, kann viel dazu beitragen geistiges Leben zu verbreiten, das in unsern kleinen deutschen Städten so oft vermißt wird."

„Wie wäre das möglich", fragte Ehrenfried, „da ich für meinen eigentlichen Beruf doch hier keine Aussicht habe. Sobald sich mir auswärts eine solche bietet, ist es ja meine Pflicht ihr zu folgen."

„Ich wüßte wol einen Weg", erwiederte der Bürgermeister, „der uns leicht zum Ziele führen würde. Ihr Beruf ist Lehrer, Lehrer des Volks zu sein. Sie bedürfen nicht entschieden der Kanzel diesem Berufe zu leben, denn Sie üben ihn auch jetzt schon in der Schule aus. Ja wenn Sie die Gemüther der Kinder empfänglich für das Gute bilden, üben Sie vielleicht eine größere Wirksamkeit, denn als Prediger. Wie wäre es wenn Sie sich mit Fräulein Stein näher verbänden? Die Schule, die sie leitet, hat ihre Mutter gegründet, sie hat als Kind in derselben gelernt, hat später darin gelehrt und als ihre

Mutter vor etwa fünf Jahren starb die Leitung selbstständig übernommen."

„Wenn ich auch gern an der Schule bleiben würde", antwortete Ehrenfried, „und ich gestehe daß mein Wirken daselbst mir Freude macht, wie wäre eine dauernde Verbindung mit Fräulein Stein möglich, da unvorhergesehene Zufälle von beiden Seiten doch jeden Vertrag zerreißen können?"

Der Bürgermeister sah Ehrenfried mit eigenthümlichem Lächeln an und sagte: „heirathen Sie das Fräulein."

„Sie scherzen wol", erwiederte Ehrenfried.

„Es ist mein Ernst", antwortete der Bürgermeister, „mein vollkommener Ernst. Allerdings ist Fräulein Stein einige Jahre älter als Sie, aber sie ist noch immer eine sehr hübsche Dame. Sie ist gut und gebildet, und wenn sie hier und da etwas zu schwärmerisch ist, so sind Sie wieder der Mann, der das zu keinen Ueberschwänglichkeiten kommen läßt. Bedenken Sie die Sache wohl. Sie sind Candidat der Theologie, ein armer Candidat; wenn Sie nicht besonderes Glück haben, können Sie noch Jahre lang warten ehe Sie ein Amt bekommen. Bis dahin müssen Sie sich mühselig durchschlagen und verbringen die Zeit Ihrer Jugend in Noth und Sorgen. Wenn Sie sich mit Fräulein Stein verbinden werden Sie Theilhaber einer einträglichen Anstalt, Sie können Vermögen erwerben und sind für Ihre Lebenszeit geborgen. Und um Gutes zu wirken öffnet sich Ihnen ein weites Feld. Von meinem Standpuncte aus betrachte ich das als ein Glück,

was sich Ihnen bietet. Ich weiß daß Fräulein Stein sich darnach sehnt die Last der Verwaltung der Schule mit jemandem zu theilen, und ich glaube gewiß daß sie darauf eingehen wird Ihnen ihre Hand zu reichen."

Ehrenfried erwiederte: „der Vorschlag, den Sie mir machen, hat viel Verlockendes. Sie mögen Recht haben daß er ein Glück für mich enthält, daß er mich für mein Leben lang sichern würde. Und doch kann ich ihn nicht annehmen."

Der Bürgermeister entgegnete: „auf ein so entschiedenes Ablehnen war ich nicht gefaßt. Doch mögen Sie Ihre Gründe haben, nach denen mir zu fragen nicht ziemt. Vielleicht ältere Verpflichtungen."

„Ich habe keine solchen", fiel Ehrenfried ein, „und die Gründe, die mich leiten, kann ich Ihnen ganz offen sagen. Wie ich mir die Ehe denke, muß man eine solche nur schließen wenn man eine warme Neigung zu jemandem hat, die ich, ich will es gestehen, zwar noch für niemanden gefühlt habe, die ich aber auch für Fräulein Stein nicht fühle. Würde ich auf Ihren Vorschlag eingehen, so thäte ich es um mir ein Loos zu gründen, ich thäte es um Vortheils willen, und das halte ich für Unrecht nicht blos im Allgemeinen, sondern noch im Besondern für Unrecht gegen Fräulein Stein, die von mir eine Neigung verlangen könnte, welche ich ihr nicht mit brächte."

„Ich kann Ihren Grundsätzen meinen Beifall nicht versagen", antwortete der Bürgermeister, „und will Ihnen nicht weiter zureden. Tausend andere an Ihrer Stelle

würden mit Freuden auf meinen Vorschlag eingegangen sein. Daß Sie es nicht thun ist mir leid, aber in meiner Achtung hat es Ihnen nicht geschadet." Mit diesen Worten reichte er ihm freundlich die Hand und empfahl sich.

Am nächsten Sonntag ließ ihm Fräulein Stein sagen: sie wäre unwohl und sie bäte ihn nicht zu Tische zu kommen. Dasselbe wiederholte sich an den folgenden Sonntagen, wo immer eine andere Verhinderung eintrat. Auch zum Thee des Abends wurde er sehr selten geladen, und geschah es doch, so waren immer mehrere Personen gegenwärtig. Das Fräulein war dann freundlich gegen ihn wie immer, allein sie beschäftigte sich vorzugsweise mit den anderen Personen. Endlich fielen auch diese Einladungen fort und Ehrenfried sah Fräulein Stein nur flüchtig, wenn er in die Schule kam. Natürlich fiel ihm das trotz seiner Unbefangenheit auf, und er erklärte es sich dahin daß der Bürgermeister auch gegen sie von seinem Plane gesprochen haben möchte, und daß sie empfindlich sei weil er nicht darauf eingegangen. Indessen hoffte er diese Empfindlichkeit würde sich legen und das alte freundliche Verhältniß wieder eintreten.

Das geschah indessen nicht. Etwa acht Wochen nach jenem ersten Gespräche traf Ehrenfried den Bürgermeister eines Tages auf der Straße. Sie waren nahe bei des Letztern Wohnung. Der Bürgermeister bat Ehrenfried einen Augenblick bei ihm einzutreten und sagte ihm dann: „lieber junger Freund, ich bin genöthigt, Ihnen etwas Unangenehmes zu sagen. Sie müssen die Stelle an der Schule aufgeben."

Ehrenfried war bestürzt und fragte ob er sich etwas zu Schulden habe kommen lassen, ob man unzufrieden mit ihm sei.

„Das ist es nicht", sagte der Bürgermeister „und da ich Sie schätze und nicht wünsche daß Sie in irgend einer Art sich verletzt fühlen können, so will ich Ihnen reinen Wein einschenken. Sie sind ein Mann von Ehre und Zartgefühl und werden schweigen über das was ich Ihnen sage. Fräulein Stein hat das Unglück gehabt sich in Sie zu verlieben."

Ehrenfried war sehr betreten über diese Worte und entgegnete: „wenn Sie wahr sprechen, so thut mir das wirklich leid."

„Ich spreche wahr", fuhr der Bürgermeister fort, „sie hat sich mir vertraut. Sie wollen auf den Gedanken einer Verbindung mit ihr nicht eingehen, und sie selbst würde ihn jetzt zurückweisen, da sie zu viel weiblichen Stolz besitzt, um dem Mitleid oder berechnenden Rücksichten etwas verdanken zu wollen, was sie als Lebensglück betrachtet haben würde. Allein Sie werden einsehen daß es für sie ein fortgesetzter Kampf ohne Ende sein muß, wenn sie Sie täglich sehen, Ihre Stimme hören muß. Ich glaube sie wird von ihrer Liebe genesen, allein dazu ist nöthig daß Sie nicht fortwährend mit ihr in Berührung kommen. So liegt die Sache. Hätte Fräulein Stein Ihnen einfach Ihr Verhältniß zu ihr gekündigt, wozu sie doch berechtigt war, so würden Sie vielleicht darin eine Kränkung erblickt haben. Allein sie wünscht jede

Kränkung von Ihnen fern zu halten und hat mich daher gebeten die Sache zu vermitteln. Sie glaubt daß ich irgend einen passenden Vorwand suchen würde, ich meinte dagegen Ihnen die Wahrheit schuldig zu sein."

Ehrenfried erklärte sich bereit auszuscheiden, ja die Stadt zu verlassen, der Bürgermeister aber sagte: „nichts so Plötzliches, so Auffallendes. Mit Ende des Monats treten Sie aus, Sie geben dann eine Zeit lang Privatstunden, ich werde sorgen daß Sie deren bekommen, und so wie sich Ihnen eine Gelegenheit bietet, versuchen Sie Ihre eigentliche Laufbahn weiter zu verfolgen."

Ehrenfried war somit abermals den Sorgen für die Zukunft Preis gegeben.

2.

Um dieselbe Zeit schrieb Konradine, die von der letzten Wendung noch nichts wußte:

Mein lieber guter Ehrenfried.

Aus Deinem Briefe ersehe ich daß Du in Deiner Stellung als Lehrer Dich wohl fühlst. So sehr mich das freut, so betrachte ich doch diese Stellung nur als eine vorübergehende, und will hoffen daß Du bald in Deinem eigentlichen Berufe thätig sein kannst. Mich beschleicht manchmal die Befürchtung es werde Dir schwer gelingen eine Anstellung zu erhalten. Dein offenes, gerades Wesen, Deine unumwundene Wahrheitsliebe stoßen vielleicht bei

denen an, die Dir förderlich sein könnten, und Deine freien Ansichten in religiösen Dingen mögen auch nicht überall gefallen. Und doch möchte ich um keinen Preis daß Du anders wärst, daß Du etwa kriechen und schmeicheln lerntest oder ein finsterer, kopfhängerischer Geistlicher würdest. Nein, nein, Ehrenfried, bleibe wie Du bist, bewahre Dir die schönen Eigenschaften Deines Charakters, strebe dem Ziele nach ein liebender Seelsorger Deiner Gemeinde zu werden, wie es Dein guter Vater war. Du bist ja noch jung und so viel ich weiß kommen Candidaten der Theologie immer erst in spätern Jahren in ein Amt.

Die Geschichte Deines Freundes Werner hat mich lebhaft interessirt — und ich habe eine leise Vermuthung daß die Namen, die er verschweigt hier zu finden sein werden und mir vielleicht näher liegen als Du denkst. Doch muß ich vorsichtig sein, wenn ich fragen und nachforschen will. Für jetzt nur diese Andeutungen.

Von meinem Leben kann ich Dir nur Angenehmes berichten. In allen meinen Briefen habe ich Dir geschrieben wie liebenswürdig und edel Fräulein von Sternau ist. Neulich aber hat sie mich wahrhaft glücklich gemacht. Es war mein Geburtstag. Wie sie das erfahren hat weiß ich nicht, sie muß mir es einmal abgelockt haben. Ich hatte mich am Morgen an Deinem Briefe mit Deinen herzlichen Glückwünschen erfreut und ging wie gewöhnlich zu ihr zum Frühstück. Als das beendigt war sagte sie zu mir: „liebe Konradine, es ist heute Ihr Geburtstag. Nach alter

guter Sitte pflegt man an solchen Tagen denen Freude zu machen, die man liebt. Ich habe Ihnen da einige Kleinigkeiten ausgesucht, die ich Sie anzunehmen bitte.“ Mit diesen Worten führte sie mich zu einem Tische, wo sie mit sinniger Auswahl Kleiderstoffe und andere Dinge zusammen gelegt hatte, deren Aufzählung ich Dir erspare. Du bist ja ein Mann und begreifst nicht wie ein Mädchen sich über Dinge freuen kann, die für Dich kein großes Interesse haben. Ich war beschämt wieder so reich beschenkt zu werden, ich drückte ihr das aus, sie aber sagte: „verlieren Sie kein Wort um diesen Tand, ich will Ihnen heute etwas Größeres schenken, mein volles Vertrauen; Sie sollen mein Leben, meine Schicksale kennen lernen. Es ist bald ein Jahr daß Sie um mich sind, ich habe Sie in jeder Beziehung bewährt gefunden, ja ich habe Sie lieb gewonnen. Deßhalb nenne ich Sie von heute an nur mit Ihrem Vornamen und lasse den Titel Fräulein weg, der mir immer etwas Fremdes zu haben scheint. Und jetzt kommen Sie mit mir.“ Darauf führte sie mich in ihr Schlafzimmer, das, wie ich Dir schon geschrieben, außer ihr und der alten Haushälterin niemand betreten darf. Es war ein behagliches Plätzchen, mit Schränken und einem Schreibpult und ich ersah daraus daß dieses Zimmer die stille Klause war, in der sie ihre einsamen Stunden verbrachte. Dem Bette gegenüber hing ein großes Oelbild, das Portrait eines schönen Mannes von etwa vierzig Jahren. Das edle Gesicht desselben fesselte den Blick des Beschauers und man konnte das Auge nicht

wieder abwenden. Vor dieses Bild führte sie mich und sagte: „das ist der Mann, den ich geliebt habe, den ich noch liebe.“ Ihre Stimme zitterte bei diesen Worten und sie wandte sich ab. Ich verhielt mich ruhig und wartete bis sie weiter sprechen würde. Nach einem Weilchen sagte sie: „setzen Sie sich zu mir, Konradine, ich will Ihnen in kurzen Worten mein Leben erzählen. Ach der äußern Begebenheiten sind wenig, darum kann ich sehr kurz sein. Wollte ich Ihnen freilich mein inneres Leben schildern, wollte ich Ihnen erzählen was ich in siebenzig Jahren empfunden, gelitten, durchgekämpft habe, dann würden Tage nicht ausreichen.“ Darauf begann sie ihre Mittheilung. Ich will mich so viel wie möglich ihrer eignen Worte bedienen, so weit sie mir im Gedächtniß geblieben sind, es wird Dir so lebhafter erscheinen.

„Ich bin das einzige Kind meiner Aeltern“, begann sie. „Mein Vater war das Muster eines Mannes von edelster Gesinnung, kenntnißreich, warm fühlend für alles Gute und Schöne. Ich verehrte ihn wie einen Heiligen. Meine Mutter war im Kloster erzogen und schon in ihrem sechszehnten Jahre vermält worden. Sie war an edler Gesinnung, nicht aber an Geistesgaben meinem Vater ebenbürtig und obschon ich sie sehr geliebt habe, fühlte ich mich doch immer mehr zu meinem Vater hingezogen. Er wachte mit Sorgfalt über meine Erziehung, er half mir oft mit wenig Worten zum Verständniß einer Sache, die meine Lehrer vergeblich mir begreiflich zu machen suchten, seine Ansichten, seine Meinungen waren mir Orakelsprüche — und sie sind

die Richtschnur meines Lebens geblieben. So verlebte ich eine glückliche Jugend, der Morgen meines Lebens war von ungetrübter Klarheit. Ich war achtzehn Jahre alt geworden. Da fand in unserer Gegend ein großes Manöver statt und auch in dieser Stadt wurden Truppen einquartiert. In unserm Hause nahm ein Rittmeister seine Wohnung. Dieser unselige Mensch warf seine Augen auf meine noch immer blühende Mutter. Er suchte sich ihr zu nähern, er umwarb sie. Hat meine Mutter in ihrem Benehmen etwas gegen ihn versehen, ich weiß es nicht, allein er wagte eines Tages sich ihr zu Füßen zu werfen, ihre Hand zu ergreifen und sie um Gegenliebe anzuflehen. Mein Vater kam zufällig zu diesem Auftritte. Sie können sich die Folgen denken.

Am andern Tage brachte man ihn todt in's Haus. Eine mörderische Kugel hatte das edelste Herz durchbohrt, das je auf Erden geschlagen hat.

Ich warf mich verzweiflungsvoll über die theure Leiche, meine Mutter lag weinend zu den Füßen des Sarges, — erlassen Sie mir den fürchterlichen Schmerz zu beschreiben, der uns erfaßte. — Mein Vater war im Zweikampfe gefallen, man versagte ihm ein kirchliches Begräbniß, er mußte in aller Stille beigesetzt werden.

Ich verfiel in eine lange Krankheit, von der ich geschwächt und kränkelnd erstand. Der Arzt bestand auf einer Luftveränderung, und so wurde ich zu dem ältesten und bewährtesten Freunde meines Vaters gebracht, der am Comer-See eine Besitzung hatte. Meine Mutter war

nicht zu bewegen das verödete Haus zu verlassen. Ich fand in der Familie unseres Gastfreundes die liebevollste Aufnahme. Die Frau und die Töchter thaten alles, um mich aufzurichten. Mein Schmerz war tief und dauernd, doch das Leben machte endlich seine Rechte geltend. Meine tiefe Trauer verwandelte sich in leise Wehmuth und ich gewöhnte mich endlich daran wieder Theil zu nehmen an dem was mich umgab. So war ich einundzwanzig Jahre alt geworden, ich dachte an meine Rückkehr, obschon meine Mutter in ihren Briefen nie das Verlangen aussprach mich wieder zu sehen. Da trat er in mein Leben. Ich sehe den Augenblick noch vor mir, wo er mir zuerst erschien. Wir wandelten am See entlang und als wir um eine Ecke bogen, stand er an einen Baum gelehnt und schaute in die untergehende Sonne, deren letzte Strahlen seine edlen Züge wie mit einem Heiligenschein umleuchteten. Ich will Sie nicht damit aufhalten daß ich Ihnen erzähle wie wir uns kennen lernten, wie wir uns fanden. Genug wir liebten uns, wir sagten es uns. Ich meinte in ihm das Abbild meines herrlichen Vaters zu finden. Stark und mild zugleich, reich an Geist und Gemüth, — ach wo fände ich Worte Ihnen zu schildern welch ein Mann das war. Ich stand demüthig vor ihm und hatte das Bestreben ihm zu dienen, und doch fühlte ich mich wieder stolz und gehoben daß dieser Mann mich liebte. Adalbert — Ihnen genüge dieser Name, war reich und unabhängig. Er reiste um Welt und Menschen kennen zu lernen, und so hatten wir uns zufällig am Comer-See gefunden.

Ein halbes Jahr blieb er dort. Ach Konradine, es waren Tage des höchsten Glückes. Ich murre nicht gegen die Vorsehung, ich bin glücklich gewesen. Haben wir Menschen einen Anspruch auf dauerndes Glück?

Nach diesem halben Jahre rief mich endlich mein Vormund zurück. Adalbert mußte noch einmal nach Rom, dann wollte er nach Cedernwalde kommen und mich als Gattin heimführen.

Ich fand meine Mutter sehr verändert. Sie hatte sich von ihrem Schmerze nicht erholt, aller Lebensmuth war von ihr gewichen. Sie trug noch immer tiefe Trauer, den größten Theil des Tages widmete sie Andachtsübungen, der Pfarrer war ihr täglicher Besuch. Ich versuchte sie zu trösten. Sie ließ mich sprechen, sie hörte kaum zu, sie nickte leise mit dem Kopfe, aber erwiederte nichts. Nach und nach erst begriff ich warum der Schmerz meiner armen Mutter unheilbar war. Der Pfarrer war es, der das gequälte Gemüth nicht zur Ruhe kommen ließ. Sie betrachtete sich als die Ursache von meines Vaters Tode und ergab sich der bittersten Reue. Sie glaubte daß mein Vater, der ohne Sakrament dahingegangen und ohne kirchliche Weihe begraben worden war, bei Gott keine Barmherzigkeit gefunden habe. Der Pfarrer aber war es, der diese finstern Vorstellungen in ihr nährte. Warum er das that sollte ich nur zu bald erfahren.

Ich hatte von meiner Liebe geschwiegen. Mein Freund sollte selbst die Nachricht bringen. Er kam, er begrüßte mich und ging dann zu meiner Mutter um mich zu werben.

Er blieb lange bei ihr. Jeden Augenblick glaubte ich Tritte zu hören, glaubte daß meine Mutter mit ihm kommen, mich in seine Arme führen werde, aber ich harrte vergebens. Was konnte unsern Wünschen im Wege stehen? Ich marterte mich ab etwas zu finden, es gelang mir nicht. Endlich hörte ich Tritte. Es war sein Schritt, ich hätte ihn unter tausenden erkannt. Er trat in mein Zimmer, tiefer Ernst beschattete seine Züge. „Ulrike", sagte er, „deine Mutter verweigert standhaft ihre Einwilligung zu unserer Verbindung — weil ich Protestant bin." Mich erfaßte ein entsetzlicher Schreck. Daran hatte ich nicht gedacht. Wußte ich doch kaum daß Adalbert Protestant war. Er fuhr fort: „vergebens habe ich alles erschöpft um den starren Sinn deiner Mutter zu beugen. Ich habe gebeten, ja gefleht, ich habe gesagt daß es ja derselbe Gott sei, zu dem wir alle beten, wenn auch in verschiedener Form, ich habe ihr gesagt daß sie zwei Menschen elend für das ganze Leben mache, umsonst, ihre einzige Antwort war: ihr Gewissen gestatte ihr nicht die Einwilligung zu geben.

Ich konnte nichts sagen als: „Adalbert, das ist entsetzlich."

„Noch nicht", sagte er, „es kommt nur darauf an daß du Muth hast. Gesetzlich ist die Verschiedenheit des Bekenntnisses kein Ehehinderniß bei uns. Und da deine Mutter keinen andern Grund gegen unsere Verbindung anführen kann, so ergänzt in diesem Falle das Gericht ihre Einwilligung. Die Ansicht deiner Mutter ist ein Vorurtheil, ein finstrer Wahn. Sollen wir einem solchen

unser Lebensglück zum Opfer bringen?" Ehe ich antworten konnte öffnete sich die Thüre und meine Mutter erschien in derselben. Sie war leichenbleich, ihre Züge waren ängstlich verzerrt. „Gehen Sie", sagte sie mit heiserer Stimme, „gehen Sie, Sie sollen mein Kind mir nicht rauben."

„Ihr Kind hat einen eignen Willen", rief Adalbert, „Sie haben nicht das Recht über das Lebensglück Ihrer Tochter zu entscheiden, weil Sie von einem finstern Wahne befangen sind. Ulrike mag wählen ob sie mir folgen oder ob sie Ihnen gehorchen, ihr Glück und das meinige für immer zerstören will."

Meine Mutter starrte mich mit weit aufgerissenen Augen an und schrie: „du könntest das thun, Ulrike? Nein, nein, du kannst ihm nicht folgen." Und sie stürzte mir zu Füßen, umschlang meine Kniee und rief mit herzzerreißendem Flehen: „Ulrike, Ulrike, höre mich, mein Kind. Wenn du das thätest, wenn du den Fluch des Himmels durch eine solche Verbindung auf unser Haus herabzögst, es wäre entsetzlich. Dein Vater kann dort oben nicht zur Ruhe kommen, mich würde der Zorn Gottes treffen, und dich dazu, wir wären verloren in Ewigkeit."

Der Anblick meiner Mutter, ihre Verzweifllung war fürchterlich. Ich sagte leise: „was kann ich hier thun, Adalbert?" Der starke Mann war erschüttert. Er sagte: „nichts, Ulrike, das hätte ich nicht für möglich gehalten. Wir müssen scheiden. Aber ich bleibe dein für alle Ewigkeit." Mit diesen Worten küßte er mich, rief Lebewohl

und ging. Meine Mutter küßte mir die Hände, lachte und weinte durcheinander, dankte mir und rief den Segen des Himmels auf mich herab, die ich bestimmt sei den Fluch von diesem Hause zu nehmen. Dann stürzte sie ohnmächtig zusammen.

Nur zu bald sollte ich erfahren welch verborgner Sinn noch in diesen Worten lag.

Adalbert war noch denselben Tag abgereist. Von London aus erhielt ich einen Brief von ihm, worin er mir anzeigte daß er eine größere Reise in ferne Welttheile antrete. Er schrieb daß er nie aufhören werde mich zu lieben, daß er mir aber mein Wort zurückgebe. O er war edel durch und durch.

Im Hause trat jetzt eine öde Stille ein. Ich vermochte anfangs meinen Schmerz nicht zu verbergen, doch nach und nach zwang ich mich äußerlich ruhig zu erscheinen. Meine Mutter war zärtlich und liebevoll gegen mich, sie erwähnte Adalberts niemals, erging sich aber oft in religiösen Gesprächen, die ich geduldig mit anhörte. Nach einem halben Jahre mochte sie glauben daß ich mich ganz getröstet hätte, und da eröffnete sie mir eines Tages: das beste Loos, was ich erwählen könne, wäre ins Kloster zu gehen. Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Das war der Plan der frommen Herren, bei denen meine arme Mutter Trost gesucht hatte. Ich war die letzte unseres Hauses und eine reiche Erbin, und mein Vermögen wäre eine herrliche Mitgift für das Kloster und die Kirche gewesen. Dieser Vorschlag empörte mich, ich wies ihn

entschieden zurück. Einmal versuchte es der Pfarrer mich andern Sinnes zu machen, aber vergebens. Von meinem herrlichen Vater hatte ich freiere Ansichten über Gott und Religion bekommen, sie waren erstarkt an dem frischen Geiste Adalberts, und ich behauptete mich so siegreich gegen den Pfarrer, daß er sich auf die Lippen biß und niemals mir wieder zu nahen wagte. Schwereren Stand hatte ich mit meiner Mutter. Ihre Erziehung im Kloster hatte ihr alles Selbstdenken geraubt. Vielleicht hatte sie auch mehr Schuld in jenem Verhältniß, als ich wußte. So war ihr Gedankengang der: mein Vater könne nur Gnade finden, sie selbst könne nur erlöst werden, wenn ich als Sühnopfer mich der Kirche weihen würde. Diese Ansicht stand bei ihr so unerschütterlich fest, daß keine Vernunftgründe dagegen aufkamen. Was sollte ich thun? Meine Liebe hatte ich dem Wahne meiner Mutter geopfert, aber um dieses Wahnes willen mich dem lebendigen Tode im Kloster zu weihen vermochte ich nicht. Ich hatte auch Pflichten gegen mich. Ich konnte dem Glücke entsagen, aber mich selbst zum langsamen Verdorren zu verdammen wäre ein Verbrechen an mir selbst gewesen. In diesem Puncte blieb ich standhaft.

Meine Mutter wünschte dringend ihre letzten Tage selbst im Kloster zu verleben, allein das gab der Pfarrer nicht zu. Im Kloster war ich ja von ihr getrennt, blieb sie aber im Hause, so war ich um sie und es war immer noch Hoffnung daß sie meinen Widerstand besiegen könne! Sie machte auch einige Versuche mir das Klosterleben

als schön zu schildern, mir gewissermaßen es als Pflicht vorzuschreiben mein Leben der Kirche zu widmen. Allein da sie mich in diesem Puncte fest entschlossen fand, gab sie es auf mich zu bewegen. Sie hatte auch keine Kraft mehr zu solchen Kämpfen, denn sie welkte sichtlich dem Grabe zu. Drei Jahre nach meiner Rückkehr starb sie Als ihre Todesstunde kam, überfiel sie wieder die namenlose Angst, die ich schon einmal an ihr gesehen hatte. Sie beschwor mich ihr zu versprechen daß ich nie an eine Heirath mit Adalbert denken wolle. Ich zögerte. Gestehen will ich Ihnen daß im Winkel meines Herzens ein leiser Gedanke schlummerte daß diese Verbindung doch noch möglich sei. Hatte ihr doch nichts im Wege gestanden als der Wahn meiner Mutter — und war diese hinüber gegangen, so mußte sie ja eines Bessern belehrt sein. Als die Sterbende mein Zögern gewahrte, verstärkte sich ihre Aufregung, sie flehte mich in der rührendsten Weise an ihr das Gelöbniß zu geben, sie erklärte nicht sterben zu können wenn ich es nicht thäte. Konnte ich die Todesstunde meiner Mutter verbittern? Ich gab das Versprechen.

So stand ich jetzt allein in der Welt. Gestehen will ich Ihnen daß ich eine tiefe Abneigung gegen die bekommen hatte, die sich Diener Gottes nannten und um irdischer Vortheile willen meine arme Mutter nicht zur Ruhe kommen ließen und mich um mein Lebensglück gebracht hatten. Ich lernte unterscheiden zwischen Kirche und Religion und wandte mich von ersterer ab.

Man wird mich wahrscheinlich dereinst auch ohne kirchliche Weihe begraben, doch bin ich mit mir selbst darüber im Klaren. Ich will es nicht anders haben als mein Vater.

Ich war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, als meine Mutter starb, also noch in gutem Alter und ich war eine reiche Erbin. Das mütterliche Vermögen hatte allerdings die Kirche bekommen, wie Sie leicht denken können, allein es war unbedeutend gegen das Besitzthum meines Vaters, das mir ungeschmälert blieb.

Ich will Ihnen nun nicht verschweigen daß man sich mir zu nähern suchte, daß ich Anträge bekam. Ich wies sie natürlich zurück. Es ist möglich daß man zwei Mal liebt, ich habe davon Beispiele gesehen, allein es ist nicht möglich einen Adalbert zu vergessen.

Ach er war fern von mir. Die entlegensten Länder der Erde durchforschte er. Mit Gelehrten und sonstigen tüchtigen Männern hatte er sich verbunden und sein Reichthum erlaubte ihm diese Reisen aus seinen Mitteln zu bestreiten. Sie machten schöne Entdeckungen, diese Männer, und leisteten der Wissenschaft manchen unschätzbaren Dienst. Zuweilen gelangte ein Brief von ihm zu mir, meine Briefe hatten ihn nie erreicht.

Nach zehn Jahren kam er zurück, kam er zu mir. Er war ernst geworden, aber er liebte mich noch. Einmal deutete er leise an daß jetzt unsere Verbindung möglich sei. Aber ich hatte ein Versprechen gegeben, einer sterbenden Mutter gegeben, das konnte ich nicht brechen. Er ließ die

Sache fallen. Wir waren beide auch älter geworden, das Feuer der Jugend glühte nicht mehr in unsern Adern. Aber wir trennten uns nicht wieder. Er siedelte sich hier an und von hier aus bot er der Wissenschaft die Früchte seiner Reisen. Wir sahen uns täglich. Das waren schöne Stunden! Wenn er von seinen Reisen sprach, von dem Fortschreiten der Wissenschaften, von dem dadurch bedingten Fortschreiten der Menschheit, wenn er die ganzen reichen Schätze seines Geistes vor mir entfaltete — ja, Konradine, es waren schöne Stunden, es waren noch fünfzehn schöne Jahre, die wir zusammen verlebten. Und doch wohnte in uns beiden eine leise Wehmuth. Wären wir vereinigt gewesen, hätten wir Kinder gehabt, in denen wir ein neues Leben gelebt hätten — lassen Sie mich darüber schweigen. Daß uns das fehlte haben wir beide gefühlt, wenn auch niemals gegen einander ausgesprochen. Nach fünfzehn Jahren starb er. Eine Wunde, die er im Kampfe mit Seeräubern erhalten hatte, die nicht gut geheilt war und ihm zeitweise immer heftige Schmerzen machte, hat wol nachwirkend den Tod des kräftigen Mannes herbeigeführt.

Er hinterließ mir sein ganzes Vermögen. Niemand würde einen bessern Gebrauch davon machen als ich — so stand in seinem Testamente. Ob ich seinen Absichten entsprochen vermögen Sie zum Theil zu würdigen, liebe Konradine. Ich habe ihn lange tief betrauert, ich betrauere ihn noch. Seine Tagebücher von seinen Reisen zu lesen ist die Freude meiner einsamen Stunden. So,

Konradine, bin ich geworden wie ich bin, durch ihn bin ich es geworden. Vielleicht wäre ich auch vergrämt, verbittert, wie meistens die Frauen, denen das Geschick versagt Gattin und Mutter zu werden, wenn sein edler Sinn und sein reicher Geist mich nicht genährt, gestärkt hätten. Durch ihn ist es mir gelungen die Heiterkeit zu erringen und zu bewahren, die Sie an mir sehen und die Sie so kräftig aufrecht zu erhalten verstehen Da haben Sie mich und mein ganzes Leben. Es wird bald zu Ende sein, ich fühle daß ich nicht mehr lange hier bleiben werde. Ich wünsche den Tod nicht, aber ich fürchte ihn auch nicht.

Und nun genug. Lassen Sie mich jetzt eine Stunde allein. Mich hat es doch angegriffen. Aber mein Schlafzimmer steht Ihnen von jetzt an offen.“ Ich ging. Ihr in diesem Augenblicke etwas zu sagen wäre mir ohnehin unmöglich gewesen. Ach Ehrenfried, welch ein Leben hat diese Frau geführt! Glück und Unglück ist ihr im reichsten Maße geworden. Und wie geläutert ist sie aus allem hervorgegangen. Es ist alles so recht menschlich an ihr!

Ich kann Dir jetzt nichts weiter schreiben. Nach dieser Erzählung paßt auch nichts mehr. Lebe wohl. Mit den herzlichsten Wünschen für Dein Wohlergehen

Deine treue Schwester

Konradine.

3.

Ehrenfrieds Austreten aus der Schule des Fräulein Stein wurde in der ganzen Stadt besprochen.

Er war durch die früheren Vorgänge eine zu bekannte Persönlichkeit geworden, als daß es hätte unbemerkt bleiben können.

Man stellte allerhand Vermuthungen darüber an. Und wie es zuweilen geht, vermuthete man gerade das Gegentheil von den Gründen, die Ehrenfried zum Ausscheiden veranlaßt hatten. Fräulein Stein hatte man in der Stadt von Kindesbeinen an gekannt, sie genoß trotz mancher Ueberschwänglichkeit die allgemeinste Achtung, an ihr konnte die Schuld eines Bruches nicht liegen. Also mußte sich Ehrenfried etwas zu Schulden haben kommen lassen. Was konnte das sein? Sie hatte ihn früher so häufig in ihre Nähe gezogen und plötzlich brach das ab! Er mußte sich unziemlich gegen sie benommen haben. Der Bürgermeister schwieg auffallend darüber, der doch gewiß darum wußte. Also mußte Ehrenfried Arges gethan haben. Kurz der gute Ruf, dessen er sich erfreut hatte, bekam einen argen Fleck Seine frühern Gegner machten sich wieder hervor mit halben Andeutungen, mit Achselzucken, und bald war die öffentliche Meinung wieder eben so entschieden gegen ihn, als sie früher für ihn gewesen war. Daß dieß ihn nicht förderte, als er sich um Privatstunden bemühte, läßt sich denken. Zwar hatten sich durch Vermittlung des Bürgermeisters einige Schüler eingefunden, doch reichte das nicht hin, daß Ehrenfried ein

ausreichendes Einkommen hatte. Sein Umgang mit Werner war auch nicht unbemerkt geblieben. Ueber diesem schwebte auch ein so geheimnißvolles Dunkel. Plötzlich aus der Fremde zurückgekehrt lebte er zurückgezogen, war sichtlich traurig und menschenscheu. Das mußte einen Grund haben und doch offenbar keinen guten. Man schüttelte die Köpfe und niemand mochte seine Kinder Ehrenfried anvertrauen. Dieser wartete von Woche zu Woche, keine Schüler meldeten sich. Der Frühling kam heran, doch die Aussichten besserten sich nicht. Ehrenfried beschloß die Stadt zu verlassen Er wollte nach der Residenz gehen. Dort wo der Mittelpunct der kirchlichen und Schulbehörden war, mußte es ihm doch am ersten gelingen eine Anstellung zu finden.

Der Bürgermeister billigte seinen Plan und Ehrenfried setzte seine Abreise fest. Am Tage vor dieser machte er dem Bürgermeister einen Abschiedsbesuch, wechselte sich dann seine kleinen Ersparnisse in Papiergeld um und ging nach der Post, um sich für den andern Tag einen Platz für den Personenwagen zu belegen.

Eben als er in den Posthof treten wollte, kam ein Postwagen an, der hinein lenkte. Ehrenfried trat zurück, um ihn vorbei zu lassen, da hörte er seinen Namen von bekannter Stimme rufen. Der Ruf war aus dem Wagen gekommen, Ehrenfried eilte in den Hof und fand richtig Reibedanz, der ihn freudig begrüßte. Reibedanz wollte nach einer großen süddeutschen Residenz und fuhr nur durch. Indessen gab es hier eine halbe Stunde Aufent-

halt und er bat Ehrenfried mit ihm zu frühstücken. Sie setzten sich in das Passagierzimmer und Reibedanz, nachdem er kurz Ehrenfrieds Erlebnisse vernommen, erzählte daß es ihm sehr schlecht gegangen sei. „Bei allen stehenden Theatern bin ich gewesen", sagte er, „aber nirgends ist meine Tragödie angenommen worden. Hier sind nur zwei Fälle möglich: entweder sind die Directoren alle Dummköpfe, oder meine Tragödie taugt nichts. Für welchen Fall entscheidest du dich?"

Ehrenfried lachte und sagte: „ich werde mich wol hüten diese Frage so bestimmt zu beantworten, du könntest mir die Flasche an den Kopf werfen."

Reibedanz erwiederte: „du kannst den Pfaffen nicht verleugnen. Statt geradezu meine Tragödie zu verwerfen, thust du es mit einem Schwall von Worten. Ich will dir nur gestehen, lieber Bruder, daß ich auch schon Zweifel an der Vortrefflichkeit meiner Dichtung gespürt habe, aber ich bin doch noch nicht ganz ins Klare gekommen. Und daß die Schauspieldirectoren Dummköpfe sind kannst du doch gewiß nicht in Abrede stellen."

„Ich kenne nur einen", entgegnete Ehrenfried, „und der hat ja deine Tragödie zur Aufführung gebracht."

Reibedanz sah Ehrenfried an und sagte: „du weichst mir immer aus. Ich werde aus dir und Oswald nicht klug. Gelobt habt ihr meine Tragödie niemals — Blitz, das wird mir erst jetzt klar! Wenn ihr sie für gut gehalten hättet würdet ihr sie gelobt haben. Warum habt ihr sie nicht getadelt, ihr Pharisäer und Heuchler?"

„Würdest du uns geglaubt haben", antwortete Ehrenfried.

Reiberanz sah ihn einen Augenblick an und entgegnete: „nein, du hast Recht, ich hätte euch nicht geglaubt, ich glaube euch auch jetzt nicht. Ich stecke da in einer grimmigen Patsche. Ich komme mir vor wie ein Mensch, der sehr viel Schulden, aber nicht den Muth hat sie zusammen zu rechnen und sich klar über seine Vermögensumstände zu werden. Er ahnt daß er bankerott ist, hat aber das Herz nicht es sich selbst zu gestehen. Ehrenfried, Bruder, wenn ich wirklich kein großer Dichter bin, was bin ich dann?"

Ehrenfried reichte ihm die Hand und sagte: „ein ehrlicher, braver Kerl, den wir von Herzen lieb haben."

„Ich mache mir den Teufel aus dem braven Kerl", rief Reiberanz, „ihrer gehen gerade zwölf auf ein Dutzend. Ich will mehr sein, ich will hervorragen über die Menge, will nicht die allgemeine Heerstraße ziehen, sondern mir einen eignen schattigen Weg durch Busch und Wald, über Wiesen und durch Thäler suchen. Und wenn ich wirklich kein Dichter wäre, müßte ich auf eine andere Weise hervorragen Zum Beispiel als Gesetzgeber. Ich würde gleich ein Gesetz erlassen, das bei strenger Strafe verböte Bücher zu verborgen. Dadurch kommen eben die Schriftsteller auf keinen grünen Zweig. Wenn einer ein Buch kauft, lesen es dreißig andere leihweise. Wäre das verboten, so müßten es alle dreißig kaufen, und es entstände ein Absatz der Bücher, daß die Schriftsteller doch auch etwas

davon hätten. Siehst du, Bruder, das Publicum hat gar keinen Begriff von dem, was einem Dichter zukommt. Ich kenne einen dramatischen Dichter, der mehr Glück als ich gehabt und seine Stücke auf die Bühne gebracht hat. An diesen schreibt einst der Vorstand eines Liebhabertheaters: man beabsichtige auf diesem Liebhabertheater eins seiner Stücke zu geben, er möchte es ihnen doch borgen. Was sagst du dazu? Das Geld für alles was ein Liebhabertheater kostet, brachten sie auf, die Hauptsache aber, das Stück, das im Buchhandel zu haben war, wollten sie borgen. Daß der Dichter seine Dichtungen drucken läßt um sie zu verkaufen und davon zu leben begreift diese blöde Menge nicht. Doch ich schweife wieder ab, wie es meine verdammte Art ist. Wo war ich denn stehen geblieben? Richtig, Gesetzgeber wollte ich sein. Was meinst du zu einem Gesetze, das alle Schauspieler, die ihre Rolle nicht gelernt haben zu acht Tagen Gefängniß verurtheilte? Das Gesetz wäre eben so gerecht, als es nothwendig ist. Ich habe mich ja, während ich mit Oswald bei den Schauspielern war, überzeugt wie schlecht das Volk lernt, wie die Stücke der Dichter gemißhandelt werden und das Publicum oft Dinge zu hören bekommt, die gar nicht im Stücke stehen. Oder was meinst du zur Besteuerung der Dummheit? Alle Staatsmänner plagen sich damit ab Steuern zu ersinnen, die viel einbringen, gerecht sind und das Volk nicht drücken. Alles dieß würde erreicht wenn man die Dummheit besteuerte. Ich meine nicht die Unwissenheit, denn für die wären zum

Beispiel die Armen nicht verantwortlich. Nein, man kann sehr viel gelernt haben und doch ungeheuer dumm sein. Und gerade die Dummheit der Leute, die viel wissen, ist die gefährlichste. Betrachte doch einmal den Fortschritt der Menschheit, ist er nicht ein fortgesetzter Kampf mit Hindernissen? Und worin bestehen diese? In der Dummheit. Förmliche Barricaden von Dummheit stemmen sich dem Fortschritt entgegen, und hat er eine besiegt, hinter ihr erhebt sich eine neue. Gibt es doch gewisse Klassen von Menschen, welche förmlich am Bau dieser Barricaden arbeiten und die Dummheit der Menschen absichtlich befördern. Wäre es nun nicht gerecht die Dummheit durch eine Steuer gleichsam zu bestrafen? Würde diese Steuer nicht gerade die am meisten treffen, die das meiste Glück haben, wie schon das Sprichwort sagt? Und würde diese Steuer nicht so viel einbringen, daß alle Staaten Europas in wenig Jahren ihre sämmtlichen Schulden bezahlen könnten?"

Ehrenfried lachte und sagte: „du schreitest wieder über alle Grenzen der Phantasie hinaus."

„Das sagst du", erwiederte Reibedanz, „weil du mit deinem hausbacknen Verstande nicht im Stande bist dich zur Höhe meiner Anschauungen aufzuschwingen. Gut, ich will dich nicht in die Geheimnisse der Gesetzgebung einweihen. Schwerlich wird auch irgend ein Staat auf meine vernünftigen Ideen eingehen, denn dazu ist erstgenannte Barricade noch zu groß. Darum möchte ich mich als Erfinder auszeichnen. Ich habe schon hin- und hergeson-

nen, aber der Nürnberger Trichter, das Fliegen, das Goldmachen sind Dinge, auf die schon andere vor mir gekommen sind. Etwa wie man durch chemische Behandlung Steine in Fleisch verwandeln könnte. Die Urstoffe des Fleisches stecken doch in den Steinen, es käme nur darauf an daß man sie richtig scheiden und zusammensetzen könnte. Denke wie wohlfeil der Eisenbahnbau werden würde! Wenn man einen Tunnel durch die Alpen bräche, verdiente man noch, indem man die Steine in Fleisch verwandelte und verkaufte. Doch ich fürchte als Erfinder werde ich auch nicht berühmt. Dann möchte ich wenigstens unermeßlich reich sein, so reich, daß ich jährlich über ungezählte Millionen verfügen könnte. Was könnte man damit wirken. Ganze Flotten und Karavanen von Entdeckungsreisenden schickte ich aus, die den letzten Winkel der Erde untersuchen müßten. Eine ganze Stadt von Naturforschern baute ich, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht endlich hinter alle die Geheimnisse kommen wollten, die die Natur uns noch immer so hartnäckig verbirgt. Fernröhre müßten gebaut werden, daß man die Blätter an den Bäumen auf dem Monde zählen könnte. Ich würde die Lüneburger Haide, ja die Wüste Sahara bewässern und fruchtbare Gegenden schaffen, wo jetzt alles öde ist. Daß man Armuth und Elend gänzlich abschaffte, geschähe nur so nebenbei. Und wie könnte man für die Kunst sorgen. In allen leidlichen Städten Deutschlands baute ich Theater, sämmtliche Bühnen nähme ich unter meine Leitung. Ueberall würde ich einen geprüften Director hin-

setzen. Die Schauspieler würden zum Ehrgeize angespornt, denn zeichneten sie sich in einer mittleren Stadt aus, kämen sie zur Belohnung an die Bühne einer größern Stadt, wären sie nachlässig, würden sie zur Strafe in eine kleinere Stadt versetzt. Das Repertoire stellte ich allein fest, kein Stück käme auf die Bühne, das ich nicht geprüft und für gut befunden hätte."

„Und auf allen Bühnen", fiel Ehrenfried ein, „müßte deine Tragödie jährlich wenigstens vier Mal gegeben werden."

„Du bist ein prosaischer Lump", rief Reibedanz, „alle meine Pläne sind ganz selbstlos, nie habe ich an mich gedacht, ich will nur für das Allgemeine sorgen, und du fällst mit deinen schlechten Bemerkungen ein."

„Ich wollte du wärest etwas weniger selbstlos", sagte Ehrenfried, „und dächtest daran dir ein festes und sicheres Loos zu schaffen. Wie deine Gedanken gleich den Sternschnuppen in der Luft herum fahren und nach kurzem Glanze verlöschen, so fährst du im Leben wie ein Irrwisch herum, kannst nirgends bleiben, nützest niemandem, nicht einmal dir selbst. Wie wäre es wenn du eine Frau nähmst und deine Kinder erzögst. Da thätest du doch etwas, und vielleicht fiele dir mittlerweile eine große Erfindung ein. So verbändest du das Angenehme mit dem Nützlichen"

Reibedanz sah Ehrenfried ernsthaft an und erwiederte nach einer Weile: „es ist etwas Wahres in deinen Worten. Ich fahre und gehe rastlos im Lande hin und her wie ein echter Landstreicher. Am Ende bin ich gar nicht so

selbstlos wie ich mir einbilde, denn ich lebe nur für mich selbst — und könnte für andere leben. Ich will mir's überlegen, Ehrenfried, aber noch nicht gleich. Vor der Hand sind meine Hörner noch viel zu lang, ich muß mir noch ein gut Stück davon ablaufen. Und dann — es ist doch noch immer möglich daß ich ein großer Dichter bin. Gerade meine Zweifel beweisen mir das, denn es ist das Zeichen eines großen Künstlers, daß er Stunden hat, wo er an sich selbst zweifelt."

„Das Zeichen trifft zu", sagte lachend Ehrenfried.

Reibedanz wollte antworten, in diesem Augenblicke aber blies der Postillon zum Aufbruch. Reibedanz konnte eben nur noch ordnen was er zu ordnen hatte, und nach flüchtigem, aber herzlichen Abschiede fuhr der Postwagen mit ihm davon.

Ehrenfried schaute ihm noch nach, als plötzlich Feuerlärm in sein Ohr drang. Er besann sich nicht lange und eilte dem Orte zu, wo Feuer ausgebrochen sein sollte. Er war von jeher bei solchen Gelegenheiten zugesprungen, um mit Hand anzulegen. Er mußte eine ziemliche Strecke zurücklegen, ehe er an den Ort der Gefahr kam. Es war das Haus des Hauptpastors, das brannte, ein altes Gebäude mit vielem Holzwerk, das dem Feuer reichliche Nahrung bot. Von allen Seiten eilten die Leute herzu, allein es herrschte wie gewöhnlich viel Verwirrung, und das nothwendigste Feuergeräth, Spritzen, Eimer, Leitern kam erst langsam zur Stelle, so daß das Feuer Zeit hatte tüchtig um sich zu greifen. Die Leute aus dem Hause trugen

und warfen Betten, Kleider und Hausgeräthe auf die Straße und retteten was möglich war, der Rauch und die Hitze aber nahmen bald so überhand, daß niemand im Hause ausdauern konnte. Während die Spritzen eben anfingen zu arbeiten, rief plötzlich eine Magd: „Herr Gott wo ist das Kind?" Ein allgemeiner Schrecken durchfuhr die Menge und der Ruf „ein Kind" ließ sich ringsum vernehmen. In diesem Augenblicke kam auch der Hauptpastor mit seiner Frau zur Brandstätte, der nicht zu Hause gewesen war. Die Mutter brach in ein Jammergeschrei aus, der Vater rief verzweiflungsvoll: „rettet mein Kind." Niemand aber rührte sich, niemand wagte sich in die wogenden Flammen. Da stürzte Ehrenfried vor und rief: „wo, wo?" „Im zweiten Stock, rechts in der Eckstube", wurde ihm zugerufen. Er riß einem Arbeiter einen Eimer mit Wasser aus der Hand, stürzte ihn sich über den Kopf und sprang in das Haus. Da er dem Pastor früher einige Besuche gemacht hatte, kannte er ungefähr des Hauses Gelegenheit und gelangte glücklich die Treppen hinauf. Allein der Rauch hinderte ihn, er konnte nicht gleich das rechte Zimmer finden. Mit athemloser Spannung harrten die unten Stehenden auf seine Wiederkehr, auf ein Lebenszeichen von ihm. Endlich erschien er an dem Fenster des bezeichneten Zimmers und rief hinunter: „ich habe das Kind, es ist unversehrt. Aber die Treppe brennt lichterloh, ich kann nicht zurück. Schafft eine Leiter." Aus hundert Kehlen erscholl der Ruf nach einer Leiter, aber es war keine zur Stelle. Ehrenfried übersah von oben daß

man ihm von außen nicht helfen konnte und ging in das Zimmer zurück.

Nach Minuten athemloser Spannung erschien er wieder. Er hatte eine Leine abgerissen, auf der im Kinderzimmer Wäsche hing, hatte das Kind, das etwa anderthalb Jahre alt war, in ein Bett geschnürt und ließ es an der Leine zum Fenster herunter. Da das obere Stockwerk über das untere vorgebaut war, so ging das Herunterlassen leicht von Statten, das Kind kam glücklich unten an, und wurde von der verzweifelnden Mutter mit lautem Freudenrufe in Empfang genommen. Jetzt kam auch endlich die Feuerleiter angerasselt und mit ihrer Hülfe gelangte Ehrenfried auch glücklich zu Boden. Die Umstehenden riefen ihm lauten Beifall zu, der Pastor wollte ihm danken, aber Ehrenfried drängte sich durch die Menge, er wollte jedem Danke ausweichen und eilte nach Hause, um seine nassen Kleider los zu werden.

Wie ein Lauffeuer ging die Erzählung dieser Begebenheit durch die Stadt. Die öffentliche Meinung schlug urplötzlich abermals um. Ehrenfried hatte sein Leben gewagt, um das Kind des Mannes zu retten, der am entschiedensten sein Gegner gewesen, das war edel, das war groß gehandelt. Was man gegen ihn vorgebracht hatte mußte Verleumdung gewesen sein. Jeder wollte immer gesagt haben daß man dem jungen Manne Unrecht thue und sein Lob war auf allen Lippen.

Am andern Morgen gingen viele zu ihm, ihn zu besuchen, allein er war fort.

4.

Ehrenfried hatte bei seinem Wagstück einen empfindlichen Verlust erlitten. Er hatte die schlechte Gewohnheit seine Brieftasche in der hintern Rocktasche zu tragen. Mit dem Rockschooße war er an einer Thürklinke hängen geblieben und hatte denselben, indem er sich eilig los zu machen strebte, abgerissen, dabei war seine Brieftasche mit verloren gegangen. Es war nicht daran zu denken sie wieder zu bekommen, da sie jedenfalls verbrannt sein mußte. Ehrenfried besaß nur wenige Groschen kleines Geld noch und die Fahrt mit der Post mußte er aufgeben. Da er aber jeder Danksagung ausweichen wollte, da er sich schämte seinen Verlust bekannt werden zu lassen und etwa Ersatz angeboten zu bekommen, besann er sich nicht lange und machte sich am andern Tage mit dem frühesten Morgen zu Fuße auf, indem er seinen Koffer und seinen Geigenkasten seinem Wirth zum Aufheben gab. Für den Fall daß er wirklich in Noth geriethe, dachte er seine Uhr zu verkaufen oder zu versetzen. Er machte am ersten Tage einen tüchtigen Marsch, das schöne Wetter versetzte ihn in die heiterste Stimmung, wenn er sein bisheriges Leben überdachte fand er nicht daß er sich Vorwürfe zu machen hatte und so blickte er auch voll Hoffnung in die Zukunft. Er blieb die Nacht in einem kleinen Städtchen und dachte am andern Tage Buchenau zu erreichen, eine größere Provinzialstadt, in der mehrere Regierungs- und Gerichtsbehörden waren. Als er aber des Morgens seine Rechnung bezahlte, ging sein ganzes Geld darauf bis auf einen

Groschen. Nach Buchenau waren sechs Meilen und bis dahin traf er auf keine Gelegenheit seine Uhr zu versilbern. Also mußten sechs Meilen gemacht werden, ohne daß eine Erquickung bevorstand. Er zog frischen Muthes aus und sagte lachend zu sich selbst: „einen Tag hungern werde ich schon aushalten, man muß auch das lernen." Indessen angestrengt gehen und nichts im Magen haben ist eine harte Aufgabe. Er gab seinen Groschen auf zwei Mal für einen Trunk Bier aus, als aber die vierte Stunde des Nachmittags herankam, fühlte er sich sehr erschöpft und das Bedürfniß des Essens machte sich sehr fühlbar geltend.

Er sagte bei sich selbst: „das Hungern ist doch nicht so leicht wie ich gedacht habe." Die Füße wurden ihm matt und er fühlte daß er wenigstens eine gute Zeit rasten müsse. Eben bog er um eine Waldecke und sah in geringer Entfernung ein Schloß vor sich, das sich ihm sehr einladend zeigte. Bis dahin beschloß er zu gehen, dort hoffte er ein Ruheplätzchen zu finden und der Gedanke kehrte ihm immer wieder: ob es denn gar so schimpflich wäre um ein Stück Brod zu bitten. Das Schloß war ein neues Gebäude mit zwei großen Flügeln, die einen Hof einschlossen. Vor dem Schloßthore standen zwei alte Linden, unter ihnen Bänke. Auf einer derselben ließ er sich nieder und legte sein Ränzchen neben sich. Im Schloßhofe waren viele Kutschen zu sehen, aus dem Schlosse selbst, das etwa fünfzig Schritte von seiner Bank entfernt war, drang dann und wann der Schall von fröhlichen Stimmen zu ihm. Er vermuthete es müsse da ein Fest

gefeiert werden, in den Kutschen seien die Gäste gekommen, die wahrscheinlich eben bei Tische säßen und fröhliche Trinksprüche ausbrächten. Er hatte mit dieser Vermuthung genau die Wahrheit getroffen. Seine Phantasie zauberte ihm nun die reichbesetzte Tafel vor, er schaute im Geiste die leckersten Braten und andere köstliche Dinge, die ihm um so verführerischer erschienen, je mehr sein Magen knurrte und ihn an das Essen mahnte. Seine gute Laune fing an etwas wankend zu werden, er dachte an die Qual des Tantalus und begriff jetzt wie hart die Strafe desselben gewesen sein müsse. Er dachte: wenn er hinein ginge, man gäbe ihm gewiß etwas. Das Wenige, was er brauchte seinen Hunger zu stillen, war ja nichts im Vergleich zu dem Ueberfluß, der da drinnen herrschen mußte. Ja wenn das Hineingehen und das Bitten nicht gewesen wäre. Das zu thun kam ihm zu schwer an. Indem kam ein Mensch aus dem Hofthore gewankt, der sichtlich betrunken war. Er hatte eine Flasche Wein in der Hand, aus der er zuweilen trank, und taumelte gerade auf Ehrenfried zu. Als er bis auf zehn Schritte an ihn heran gekommen war, blieb er stehen und rief lustig: „sieh da, Kamerad, willst du mit trinken? Bist willkommen Brüderchen! Heute geht es hoch her. Komm, da hast du, vortrefflicher Rüdesheimer.“ Das Stammeln, mit dem der Mensch diese Worte hervorbrachte, verrieth den letzten Grad der Trunkenheit. Er taumelte noch ein paar Schritte auf Ehrenfried zu, wollte ihm die Flasche reichen, verlor das Gleichgewicht und stürzte der

Länge nach zu Boden, wobei die Flasche zerbrach. Der Duft des verschütteten Weines drang so verführerisch in Ehrenfrieds Nase, daß ihm das Wasser im Munde zusammenlief. Ein Glas dieses köstlichen Weines hätte ihm so wohl gethan, und da lag er verschüttet im Grase. Der Trunkene versuchte ein paar Mal aufzustehen, da es ihm aber nicht gelang, gab er seine Bemühungen auf und fiel gleich in einen tiefen Schlaf.

Ehrenfried überlegte eben ob er den Trunkenen aufheben und ins Schloß führen solle, was vielleicht ein guter Vorwand gewesen wäre hinein zu kommen, wo man ihm möglicherweise etwas angeboten hätte, als ein Bedienter im Thore erschien, dem zwei fein gekleidete junge Männer folgten. Sie kamen eilig auf Ehrenfried zu und blieben bei dem Betrunkenen stehen.

„Da liegt er", sagte der Bediente, „ich sah ihn herausgehen."

Der eine der jungen Männer beugte sich zu dem Trunkenen nieder und schüttelte ihn. Dieser antwortete mit einem dumpfen Grunzen.

„Er ist ganz fertig", sagte der junge Mann, „mit dem ist nichts mehr anzufangen."

„So macht er es immer", bemerkte der Bediente, „ich kenne ihn schon. Er weiß sich immer etwas zu verschaffen und betrinkt sich."

„Da sind wir in schöner Verlegenheit", rief der junge Mann, „ich habe mich so auf den Tanz gefreut und wir haben nun niemanden, der spielt."

Der andere junge Mann warf jetzt seinen Blick auf Ehrenfried und sagte:

„Sind Sie etwa ein Kamerad dieses Menschen?“

Ehrenfried fühlte sich fast beleidigt durch diese Worte. Er der Kamerad eines Trunkenboldes! Da er indessen einen Blick auf sein ganzes, mit Staub bedecktes Aeußere warf, nahm er jene Frage nicht so übel, und entgegnete ruhig: „ich kenne den Mann nicht, sehe ihn zum ersten Male.“

Der junge Mann erwiederte: „ich dachte weil dieser Trunkenbold zu Ihnen kam um Ihnen offenbar Wein anzubieten, Sie wären sein Genosse. Schade daß Sie es nicht sind. Der Mensch sollte für ein gutes Honorar uns zum Tanze auf dem Klavier spielen, nun ist er betrunken und wir müssen das fröhliche Verlobungsfest ohne Tanz beschließen.“

Ehrenfried kämpfte heftig mit sich selbst. Zum Tanze konnte er auch aufspielen! Dafür bekam er zu essen, auch noch Reisegeld, ein Nachtlager im Schlosse! War es nicht unter seiner Würde zum Tanze zu spielen? Er ein Candidat der Theologie und Doctor der Philosophie! Doch er war müde und hungrig und niemand kannte ihn. Alle diese Gedanken flogen ihm blitzschnell durch den Kopf und ihm entfuhr halblaut das Wort: „je nun“ — Er hielt inne. Er erschrak vor dem Gedanken sich anzubieten.

Der andere aber faßte seine Worte rasch auf und rief: „Sie sagen je nun, können Sie auch Klavier spielen?“

„Das könnte ich wohl“, entgegnete zögernd Ehrenfried der andere aber rief: „dann lassen wir Sie nicht los, Sie

müssen mit auf's Schloß, Sie müssen spielen, Sie sollen gut bezahlt werden."

Offenbar nahmen ihn die jungen Leute für einen reisenden Musikanten oder etwas dem Aehnliches, und Ehrenfried fand es nicht für nothwendig ihnen zu sagen wer er eigentlich sei. Als reisender Musikant war es nicht unehrenhaft zum Tanze zu spielen. Morgen war er weit entfernt, niemand sah ihn wieder, nie konnte man erfahren daß er als Doctor der Philosophie zum Tanze aufgespielt hatte. Er entschloß sich also kurz und erwiederte: „gut, ich will spielen. Allein Sie müssen mir erst etwas zu essen geben, ich bin den ganzen Tag gegangen und noch nüchtern." Die beiden jungen Männer faßten ihn an den Armen und zogen ihn jubelnd dem Schlosse zu, während der Bediente sein Ränzchen vorauf trug. Im Schlosse ward er in ein kleines Zimmer neben der Küche geführt und der Sorge der Haushälterin übergeben, und bald sah er Essen in Fülle sich vorgesetzt, Braten, köstliches Geflügel und eine gute Flasche Wein. Der Diener bediente ihn, schnitt ihm vor und sah dann mit gutmüthiger Freude zu wie tapfer Ehrenfried den Speisen zu Leibe ging.

„Es wäre Schade gewesen", sagte er, „wenn wir um den Tanz gekommen wären."

„Tanzt ihr denn auch mit", sagte Ehrenfried.

„Das nicht", entgegnete der Diener, „aber wir haben doch Gelegenheit hier und da zuzusehen und wenn Sie recht laut spielen, drehen wir uns doch auch auf dem Vorsaale ein paar Mal herum."

Ehrenfried bekam seine ganze gute Laune wieder und versprach recht laut zu spielen. Er hatte sich köstlich gelabt und die Flasche Wein beinahe ausgetrunken. Der Diener reinigte ihn vom Staube, er nahm aus seinem Ränzchen reine Wäsche und als er so durch die Küche ging, meinte die Haushälterin: einen so schmucken Menschen hätte sie lange nicht gesehen, mit welchem Ausspruche sich seltsamer Weise sämmtliche Mägde einverstanden erklärten, die sonst liebten sich im Widerspruch mit der Haushälterin zu befinden. Der Diener führte Ehrenfried in einen großen hübschen Saal, in welchem ein Flügel stand und sagte: „die Herrschaften sind noch bei Tische, werden aber gleich kommen. Spielen Sie nur immer, da hören sie daß Sie da sind.“ Damit entfernte er sich, Ehrenfried öffnete den Flügel. Es war ein vortreffliches Instrument, wie er lange keines unter den Händen gehabt hatte und mit wahrer Lust griff er in die Tasten und ließ die vollen Accorde ertönen. Der Wein hatte ihn eben in die rechte Stimmung versetzt und er phantasirte eine Viertelstunde lang mit wahrer Wollust, um so mehr, da er sich allein glaubte. Dem war aber nicht so. Bald nach ihm war unbemerkt ein junges Mädchen eingetreten, das sich still verhielt und seinem Spiele mit Entzücken lauschte. Sie trat ihm leise näher und näher, endlich verrieth sie ihr eigner Schatten, als sie bei einem Fenster vorüber ging. Ehrenfried hörte auf, erhob sich und machte ihr eine Verbeugung. Sie erwiederte dieselbe und sagte: „Sie spielen ja vortrefflich, so etwas habe ich lange nicht gehört.“

Ehe aber Ehrenfried etwas erwiedern konnte, wurde die Thüre aufgerissen, einer der jungen Männer stürzte herein und rief: „eine Polonaise, geschwind eine Polonaise! Kommen Sie, Fräulein, wir wollen antreten.“ Damit führte er das Mädchen fort. Ehrenfried spielte nun die prachtvolle Polonaise aus Spohrs Faust. Da er des Instrumentes vollkommen Meister war, so spielte er sie so volltönig wie möglich und verzierte und variirte sie zu seinem eignen Vergnügen. Und nun kam die Gesellschaft Paar um Paar aus den Nebenzimmern und begann den Tanz. Ehrenfried gerieth mehr und mehr in die heiterste Laune. Die geputzten fröhlichen Menschen, die wirbelnde Lust des Tanzes gefielen ihm, alles freute sich und er trug ja wesentlich zu ihrer Freude bei. Er spielte Walzer, Polka, was man wollte, immer aber mit Verzierungen und Variationen, wie der Augenblick sie ihm eingab. Von den Gästen war niemand sonderlich musikalisch und niemand bemerkte die Vortrefflichkeit seines Spieles. Nur jenes Mädchen that das. So oft sie eben nicht tanzte lauschte sie mit Wohlgefallen seinem Spiele, das sie recht gut zu beurtheilen verstand, und viele Male begegnete Ehrenfried ihren auf ihm haftenden Blicken, wenn er aufschaute. Man hatte ihm Wein gebracht, er trank mäßig, erhielt sich aber dadurch in seiner rosigen Laune und spielte so unverdrossen bis spät in den Abend hinein. Der Wirth des Hauses trat dann an ihn heran und sagte ihm daß er zufrieden mit ihm sei, er habe recht gut gespielt. Zur Nacht solle er nur auf dem Schlosse bleiben. Die Gäste

entfernten sich — Ehrenfried schaute ihnen träumerisch nach — da trat jenes Mädchen noch einmal zu ihm und sagte: „schade daß Sie Ihre Kunst vor Leuten zeigten die sie nicht zu würdigen wußten; ich aber habe Sie verstanden.“ Nach diesen Worten entfernte sie sich. Ehrenfried fühlte sich sehr angenehm berührt daß jemand mit ihm empfunden hatte, und es kam ihm vor als habe er nur für sich und das Mädchen gespielt. Jetzt, wo die laute Lust verstummt, die Gäste fort waren, fühlte er sich ermüdet. Sein Gönner, der Bediente, kam und bedankte sich im Namen der ganzen Dienerschaft daß er so laut gespielt hätte, sie hätten auf dem Vorsale ganz gut mit tanzen können. Darauf führte er ihn nach einem kleinen Stübchen, wo er noch einen Abendimbiß und ein gutes Bette fand. Bald lag er dann in festem Schlafe.

Bei guter Zeit am andern Morgen erhob er sich. Der Besitzer des Hauses schlief noch und Ehrenfried hielt es für überflüssig sich bei ihm persönlich zu verabschieden. Die Haushälterin besorgte ihm ein gutes Frühstück, sein Gönner aber, der Bediente begleitete ihn eine kurze Strecke, wünschte ihm dann gute Reise, steckte ihm etwas in die Westentasche und kehrte eilig zurück. Ehrenfried untersuchte was er in der Tasche hatte und fand drei blanke Thaler in Papier gewickelt. Er rief dem Bedienten zu, dieser drehte sich um, schwenkte den Hut, nickte noch einmal freundlich und ging dann weiter.

Ehrenfried fühlte sich einen Augenblick beschämt daß er für Geld sollte zum Tanze aufgespielt haben, bald aber

nahm er die Sache von der komischen Seite. Jedenfalls hatte er die drei Thaler verdient, denn er hatte wacker dafür gearbeitet. Wenn er sparsam lebte, konnte er mit diesem Gelde die Residenz erreichen und brauchte sich nicht von seiner Uhr zu trennen, die ihm als ein Geschenk seiner Pflegemutter werth war. „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth", sagte er zu sich selbst, „und warum soll ein Candidat der Theologie nicht auch einmal für Geld Klavier spielen?" Er wanderte daher munter und rüstig weiter. Zwei Stunden etwa mochte er gegangen sein, als er hinter sich her einen Wagen kommen hörte. Er sah sich um und bemerkte daß es eine Kutsche mit zwei Pferden sei und er vermuthete daß in derselben Gäste säßen, die vom Verlobungsfeste heimkehrten. Seine Vermuthung war richtig, denn als der Wagen ihn erreicht hatte und bei ihm vorüber fuhr, erkannte er das junge Mädchen, das ihn gestern so freundlich angeredet hatte. Sie saß mit einem ältern Herrn im Wagen und erwiederte überrascht und lebhaft seinen Gruß. Der Wagen mochte etwa zwanzig Schritt weiter gefahren sein, als er still hielt. Der Herr beugte sich heraus und fragte den inzwischen heran gekommenen Wanderer wo er hin wolle. Ehrenfried nannte Buchenau. „Bis dahin sind noch drei gute Stunden", sagte der Herr, „und die Sonne fängt an warm zu machen. Wir wollen auch nach Buchenau und wenn es Ihnen recht ist, können Sie sich zum Kutscher auf den Bock setzen und mitfahren." Ehrenfried wurde roth bei diesem Anerbieten. Auf dem Bocke, beim Kutscher war doch wol sein Platz

nicht. Das Mädchen stieß den Herrn leise an und warf ihm einen bedeutenden Blick zu. Der Herr sagte zu Ehrenfried: „Sie zögern mein Erbieten anzunehmen, es war gut gemeint. Wer sind Sie denn?" Daß man ihn am vorigen Abende allgemein für einen bezahlten Musikanten genommen und demgemäß behandelt hatte konnte er sich gefallen lassen, denn niemand kannte ihn. Jetzt wurde er geradezu gefragt wer er sei und er mußte die Wahrheit sagen. Der Herr schlug sogleich einen achtungsvolleren Ton an und sagte: „das vermuthete ich nicht. Wenn Sie Candidat der Theologie sind, dürfen Sie nicht beim Kutscher sitzen, und ich biete Ihnen einen Platz im Wagen an." „Bitte, steigen sie ein", fügte das Mädchen freundlich hinzu. Ehrenfried ließ sich nicht lange bitten und saß bald behaglich dem schönen Mädchen gegenüber. Er erzählte dann in launiger Weise wie er dazu gekommen sei als fahrender Musikant aufzutreten, was den alten Herrn sehr ergötzte. Dieser nannte darauf auch seinen Namen. Er war der Zuchthausdirector von Wolfhagen aus Buchenau, das Mädchen seine Tochter Brunhilde. Zwischen den drei Personen entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch und der Weg nach der Stadt erschien ihnen dadurch sehr kurz.

38.

Als sie am Thore angekommen waren, wollte Ehrenfried sich verabschieden, Herr von Wolfhagen aber sagte ihm: „so viel Sie uns gesagt, haben Sie noch keine be=

stimmten Aussichten in der Residenz, deßhalb eilt auch Ihre Reise nicht so, daß Sie nicht einen halben Tag hier bleiben könnten. Vielleicht könnte ich Ihnen einen Vorschlag machen, wozu ich aber noch mit einer dritten Person sprechen muß. Wollen Sie mich Nachmittag um drei Uhr noch einmal besuchen?“ Ehrenfried ging darauf ein und empfahl sich für jetzt. Nachdem er dann etwas in der Stadt umhergewandelt und in einem Gasthause zu Mittag gegessen hatte, ging er wieder in das Gefängnißgebäude, wo der Director seine Amtswohnung hatte. Dieser empfing ihn in seiner Geschäftsstube und eröffnete ihm folgendes. „Unsere Zeiten“, sagte er, „sind in jeder Beziehung fortgeschritten. Der Staat begnügt sich jetzt nicht mehr die Verbrecher einzusperren, sie dadurch zugleich zu strafen und unschädlich zu machen, er betrachtet es auch als seine Aufgabe dieselben zu belehren und dadurch zu bessern. Ich halte als Vorstand des Zuchthauses diese Aufgabe für eine der wesentlichsten. Allerdings ist sie schwer und erfordert das Zusammenwirken vieler Kräfte und wohlgesinnter Männer. Die wichtigste Hülfe dabei muß der Geistliche der Anstalt leisten. Ich habe nun einen vortrefflichen Mann bei mir, der schon seit Jahren mit mir zusammenwirkt. Allein der würdige Herr ist fünfundsiebenzig Jahre alt, der Regel der Natur nach wird ihn der Tod bald ereilen. Und wenn das auch nicht so bald der Fall wäre, so ist es doch billig dem alten Herrn Erleichterung zu verschaffen, indem ihm eine jüngere Kraft an die Seite gestellt wird. Sie sind Theolog, was meinen

Sie wenn Sie diese jüngere Kraft sein wollten? Ich habe schon lange nach einem jungen Theologen mich umgesehen, allein mir ist nicht jeder recht, ich brauche nicht nur einen Mann von Kopf, sondern auch von Herz. Die Ansichten, die Sie gesprächsweise äußerten haben mir gefallen. Wollen Sie es hier versuchen? Sie sollen nicht gleich gebunden werden."

Ehrenfried konnte nichts willkommener sein als dieser Antrag. Er suchte eine Stellung in seinem Berufe, hier bot sie sich ihm. Er erklärte sich bereit.

„So kommen Sie mit zum Herrn Magister Blume", sagte der Director, „ich habe mit ihm gesprochen, er erwartet Sie. Wegen seiner großen Verdienste wird die Regierung auf seine Wünsche bei der Wahl seines Nachfolgers Rücksicht nehmen und so liegt die künftige Besetzung seiner Stelle ziemlich in seiner Hand."

Sie gingen. Die Wohnung des Geistlichen lag unfern, aber außerhalb der Gefängnißgebäude. Er empfing die Besuchenden mit freundlicher Würde. Auf Ehrenfried machte seine Erscheinung den wohlthuendsten Eindruck. Er war von mittlerer Größe und trug sich trotz seines hohen Alters noch ziemlich aufrecht. Schloßweißes Haar fiel zu beiden Seiten der Schläfe um ein edles Gesicht. Aus seinen blauen Augen sprach die unverkennbarste Herzensgüte, um seine Lippen spielte ein mildes Lächeln.

Der Director stellte dem Greise Ehrenfried vor und entfernte sich dann das Weitere dem Geistlichen überlassend.

Dieser hieß Ehrenfried sich setzen und sagte dann: „mein junger College, ich habe dreißig Jahre als Geistlicher dieser Gefängnisse gewirkt, und so mühselig und peinlich auch dieses Amt in vieler Beziehung ist, so ist es mir lieb geworden. Mein sehnlichster Wunsch ist daß mein Nachfolger in der Art und Weise fortwirke, wie ich es gethan. Sie wollen einen Versuch machen sich in diesen Beruf hinein zu arbeiten. Es sei. Allein ich enthalte mich Ihnen Andeutungen über den Geist zu geben in welchem ich meine Aufgabe aufgefaßt habe; das würde Sie beirren, Sie würden vielleicht anfangs versuchen in diesen Geist einzugehen, und doch kann Ihnen das nicht gelingen, wenn Sie diesen Geist nicht schon mitbringen. Ich spreche deßhalb nicht mit Ihnen vorher. Halten Sie am Sonntag die Predigt. Aus ihr werde ich erkennen ob Sie der Mann sind, den ich mir zum Nachfolger wünsche. Da Sie nur zwei Tage Zeit haben, so können Sie sich einer Predigt bedienen, die Sie schon einmal gehalten haben."

Ehrenfried war damit einverstanden. Allein eine früher ausgearbeitete Predigt noch einmal halten wollte er nicht. Hier waren ganz andere Verhältnisse, als sonst. Die Versammlung, zu der er sprechen sollte, bestand aus Verbrechern, aus Gefangenen. Das mußte er berücksichtigen. Zu ihnen mußte er anders sprechen, als zu einer andern Gemeinde. Mit seinem gewohnten Eifer machte er sich an die Arbeit und bald hatte er eine neue Predigt ausgearbeitet.

Als der Sonntag kam, hielt er sie. Er ging von dem Gedanken aus daß ein Gefangener als solcher das köstlichste

Gut, die Freiheit verloren habe, und daß er deßhalb Trost und Zuspruch bedürfe. Deßhalb sprach er von Vergebung und Versöhnung, von der Hoffnung der Gefangenen nach verbüßter Strafzeit ein neues Leben beginnen zu können und in ihm Ersatz für die Leiden der Gefangenschaft zu finden. Er sprach davon daß der Gefangene sich im Gefängniß auf die künftige Freiheit vorbereiten müsse, indem er sich vornehme die Gesetze nicht wieder zu beleidigen. Er sprach davon daß die Gefangenschaft eine Zeit der Läuterung sein müsse. Der Gefangene trete nach ihr entsühnt wieder in die Gesellschaft zurück und sei so rein wie zuvor. Diese Reinheit sich zu bewahren müsse sein Hauptstreben sein.

Magister Blume hatte ihn gebeten den Mittag bei ihm zu essen und nach der Kirche gleich zu ihm zu kommen. Als Ehrenfried bei ihm eintrat, kam er ihm entgegen, reichte ihm beide Hände und sagte mit lebhafter Rührung: „Sie sind der Mann, den ich suche, mein junger Freund, Sie bringen den Geist mit, den ich wünsche, den ich verlange, den Geist der Milde, der Versöhnung, der Liebe. Jetzt will ich mich mit Ihnen aussprechen.

Als ich vor dreißig Jahren hierher kam, war ich auch vom Geiste der Liebe beseelt, aber mir erschienen die Verbrecher doch als Sünder und ich hielt es für meine Schuldigkeit ihnen in das Gewissen zu reden, sie aufmerksam zu machen daß sie durch ihr Vergehen auch Gott beleidigt hätten und daß sie daran arbeiten müßten seine Gnade wieder zu erlangen. Das war verkehrt, mein junger Freund.

Sie haben sehr richtig heute bemerkt daß der Verbrecher durch seine Strafe entsühnt und daß Gott nicht noch einmal strafen wird, was schon die Menschen gestraft haben. Ich lernte dann nach und nach die Gefangenen einzeln kennen, und da ist mir vieles klar geworden, da habe ich viele meiner Ansichten geändert, da habe ich viele Vorurtheile abgelegt, die ich nicht allein hege, die die ganze Gesellschaft hegt. Sage ich es Ihnen gleich. Seit Jahren denke ich über die Zurechnungsfähigkeit der Verbrecher nach, seit Jahren grüble ich darüber ob ein Verbrecher für seine schlechten Thaten zurechnungsfähig ist oder nicht, aber die Lösung habe ich noch nicht gefunden. Der Staat straft Vergehen und Verbrechen. Er muß es thun, er kann nicht anders, denn der Bestand der menschlichen Gesellschaft muß möglichst gesichert sein. Allein ist der Verbrecher immer schuld an seinen Verbrechen? Wird auch ein höherer Richter ihm die That zur Schuld anrechnen, für welche die Menschen ihn strafen und strafen müssen? Das ist der Punct, worauf es ankommt. Die Begriffe von böse und gut sind nicht ursprünglich da gewesen, sie liegen nicht in der Natur. Die Natur kennt sie nicht, sie kennt nur den Begriff der Nothwendigkeit, in ihr gibt es nichts Böses und nichts Gutes. In den großen Erscheinungen und Kämpfen der Natur, im Reiche der Pflanzen und der Thiere gibt es nur Nothwendigkeit, nichts Böses und nichts Gutes. Erst als der Mensch die Erde betrat, und erst als er sich mit andern zur Familie, zum Stamm, zum Volke vereinigte, entstand jener Begriff.

Die Gesellschaft ist unmöglich wenn jeder Einzelne nur seinen Gelüsten folgt. Er muß diese also so weit beschränken, daß er anderen nicht zu nahe tritt. Hier entsteht zuerst das Recht des Einzelnen von andern nicht an Gesundheit und Leben geschädigt zu werden und das Eigenthumsrecht. Diese Rechte verletzen ist Unrecht und auf Recht und Unrecht, auf Gut und Böse erbaut sich der Begriff der Sittlichkeit. Dieser Begriff ist den Menschen nicht von außen her als Gesetz verkündigt worden, er hat sich erst in der Geselligkeit der Menschen gebildet, mußte sich in ihr bilden, weil ohne ihn eben die Geselligkeit unmöglich war.

Daß dem so ist beweist einfach der Umstand daß die Grundsätze der Sittlichkeit nicht gleich von Anfang an fest stehende waren, sie haben sich im Laufe der Zeiten verändert, verbessert, sie sind fortgeschritten. Wir finden aus alten Zeiten Thaten erzählt, die wir heute als unsittlich verdammen und die damals natürlich und berechtigt gefunden wurden. Ja noch heute finden wir bei den verschiedenen Völkern der Erde die verschiedensten sittlichen Anschauungen. Bei diesem Volke gilt für recht, was bei jenem für unrecht gilt. Der Wilde, der seinen altersschwachen Vater erschlägt, begeht nach unsern Begriffen ein abscheuliches Verbrechen, nach den Anschauungen seines Volkes erfüllt er einfach eine Pflicht. So wenig nun wie die Sittlichkeit ein von außen in die Welt gekommenes Gesetz ist, so wenig ist sie uns angeboren. Wir müssen sie als Kinder durch Beispiel und Lehre erst lernen. Das

Kind ergreift was es bekommen kann, weil ihm der sittliche Begriff des Eigenthumsrechtes fehlt. Das Kind lügt um sich einen Vortheil zu verschaffen oder um einen Nachtheil abzuwehren, nicht weil es böse geboren ist, sondern weil es den sittlichen Begriff der Wahrheit noch nicht kennt. Wie nun die sittlichen Begriffe bei den verschiedenen Völkern verschieden sind, so ist auch die sittliche Ausbildung bei den Einzelnen eines Volkes verschieden. Betrachten Sie mit diesen Grundsätzen die Verbrecher, so werden Sie finden daß die meisten eine mangelhafte Bildung genossen haben und daß sie deßwegen zum Verbrechen gekommen sind. Diese mangelhafte sittliche Bildung ist weniger intellectuell als vielmehr moralisch. Daß man nicht tödten und nicht stehlen darf weiß am Ende ein jeder, aber nicht jeder hat durch Erziehung die moralische Kraft erlangt in vorkommenden Fällen der Versuchung zu widerstehen. Diese mangelhafte moralische Bildung finden Sie meistens als Ursache der gemeinen Verbrechen. Allein Sie finden dieselbe nicht bloß in den ärmern Klassen des Volkes, Sie finden sie bis auf die höchsten Stufen der Gesellschaft. Daß der Reiche und Vornehme schon als Kind mit Stolz auf seinen Reichthum und seine Vornehmheit erfüllt wird, daß er dadurch Verachtung der niedriger Stehenden lernt, daß er zuletzt deren Kräfte ungescheut für seinen Vortheil ausbeutet ist ebenfalls eine mangelhafte moralische Erziehung. Diese Menschen kommen vielleicht seltener zu dem Verbrechen, das in das Zuchthaus führt, allein sie kommen zu dem

sittlichen Unrecht der schonungslosen Selbstsucht, die in ihrem Gebahren das geschriebene Gesetz nicht verletzt, wol aber das sittliche Bewußtsein des Volkes. Sie sind so gemeine Verbrecher wie der Dieb, nur daß das Gesetz sie nicht erreicht.

Wenn Sie alles das betrachten, wollen Sie einen Verbrecher unbedingt für zurechnungsfähig erklären? Ich meine im höhern Sinne, ich meine vor dem Stuhle eines höhern Richters. Der Mensch ist das Ergebniß seiner Erziehung und seiner Anlagen. Für beide ist er nicht verantwortlich. Denn auch die Anlagen der Menschen sind verschieden.

Ich kann mich nie mit der Ansicht befreunden, die in den Leidenschaften der Menschen die Triebfedern des Bösen sucht, die behauptet der Mensch sei böse geboren, weil er Leidenschaften habe. Den Menschen für böse geboren zu erklären ist eine wahre Gotteslästerung. Denn wie kann aus den Händen des Inbegriffs alles Guten etwas Böses hervorgehen? Die Leidenschaften sind die nothwendigen Triebfedern für das Handeln des Menschen. Des Menschen Leben ist ein steter Kampf. Ihn bedroht die Unbill der Natur, er kämpft und ringt um seines Lebens Unterhalt, er kämpft gegen die Anfeindungen anderer. So muß er immer sich selbst, sein Ich schützen, sich wehren gegen außen. Hätte er keine Leidenschaften, er würde in träger Ruhe den feindlichen äußern Einflüssen erliegen. Allein auch die Leidenschaften sind bei den Menschen verschieden, sie sind bei dem einen stärker, bei dem andern

schwächer. Der eine glüht auf in wilder Lust oder Wuth oder Rache, wo der andere ruhigen Blutes bleibt. Wollen wir also eines Menschen sittlichen Werth beurtheilen, so müssen wir auch die Stärke seiner Leidenschaften in Anschlag bringen.

Wende ich alles das auf die Verbrecher an, so komme ich zu der Ueberzeugung daß sie sittlich Kranke sind. Wie es körperlich Kranke, geistig Kranke gibt, so sind sie sittlich krank. Und wie jene der Arzt behandelt und zu heilen sucht, so betrachte ich mich ebenfalls als Arzt, der die sittliche Krankheit zu heilen suchen muß. Da haben Sie in kurzen Worten den Standpunct, auf dem ich mich befinde, von dem aus ich meinen Beruf ansehe. Der Verbrecher ist mir kein Verbrecher, sondern ein kranker Mensch. Ob dieser Standpunct der richtige ist? Ich halte ihn dafür, denn er erscheint mir als der menschlichste und christlichste zugleich. Und ich kann Ihnen sagen daß ich von diesem Standpuncte aus manchen schönen Erfolg erreicht habe. Freilich ist er noch nicht allgemein und ich kenne viele meiner Amtsbrüder, die sich damit begnügen den Gefangenen immer und immer wieder ihre Sünden und Laster in den schwärzesten Farben vorzuhalten und ihnen mit der Strafe Gottes zu drohen."

Der Geistliche schwieg hier, Ehrenfried aber ergriff seine Hand und sagte lebhaft gerührt: „so habe ich's gefühlt, ehrwürdiger Mann. Mit dieser Klarheit gedacht habe ich es noch nicht, aber daß es so sei, so sein müßte lebte in meinem Innern."

Magister Blume erwiederte den Händedruck des jungen Mannes mit freudiger Herzlichkeit und sagte: „wollen Sie nun versuchen sich in meinen Beruf hinein zu arbeiten?“

„Ich will“, rief Ehrenfried lebhaft, „ich will so wahr mir Gott helfe. Eine schönere Stellung hätte ich nicht den können. Der Arzt sittlich Kranker! O das ist das Amt eines Apostels!“

„Gut denn“, erwiederte der Geistliche, „so hören Sie noch eins. Der Director und ich haben seit Jahren einträchtig zusammen gearbeitet. Mit ihm müssen Sie sich verständigen. Lassen Sie sich durch seine zuweilen rauhe Außenseite nicht irre machen. Er war Officier und so ist ihm eine gewisse soldatische Kürze zur Gewohnheit geworden. Auch erfordert sein Amt eine oft peinliche Pünctlichkeit und eine Strenge, die sich in vielen Fällen nicht beugen lassen darf. So mag er solchen, die ihn nicht genau kennen, manchmal schroff erscheinen. Allein er trägt ein edles, warm fühlendes Herz im Busen, und ihm ist es heiliger Ernst damit die Gefangenen nach den Grundsätzen zu behandeln, die ich Ihnen mitgetheilt habe. Aus dem was ich Ihnen gesagt ergiebt sich ein fernerer wichtiger Grundsatz für unser Amt. Wir müssen uns nehmlich um jeden Einzelnen bekümmern. Wollten wir uns begnügen allgemeine Ermahnungen zu geben, so würden wir nichts erreichen. Wir müssen jeden Einzelnen kennen lernen, sein Vertrauen gewinnen, ihn nach seiner Vergangenheit, seiner Erziehung, seinen Anlagen beurtheilen und ihn darnach behandeln. Die Verbrecher sind

unendlich verschieden und jeder muß anders behandelt werden. Sie sehen das ist nicht leicht und Sie werden vollauf zu thun bekommen. Auch glauben Sie nicht daß die Milde und Liebe, die Sie den Gefangenen entgegen bringen, gleich von ihnen verstanden und gewürdigt wird. O nein, Sie werden auf sehr verwilderte Gemüther stoßen, die Ihnen anfangs Widerwillen und Abscheu einflößen, die Ihre Freundlichkeit mit Hohn und Erbitte ung zurückweisen werden. Mein junger Freund, da gilt es Geduld und Ausdauer. Bei vielen ist es sch a er erst ihr Vertrauen zu gewinnen, denn oft sind sie verbittert. Ist Ihnen das erst gelungen, so haben Sie den ersten wichtigen Schritt gethan. Dann gilt es das Ehrgefühl zu wecken. Das scheint bei vielen ganz erstorben, allein in dem schlimmsten Verbrecher lebt doch noch ein Fünkchen davon. Wie wir dann auf die Leute wirken, indem wir ihnen Vortheile in Aussicht stellen und gewähren besprechen wir schon noch näher. Wir, der Director und ich, haben darüber feste Grundsätze, die auf langer Erfahrung beruhen. Hier namentlich muß die größte Vorsicht beobachtet werden, damit man nicht Heuchelei wecke und nähre. Ich betrachte Sie nun vor der Hand als den Unsrigen. Bleiben Sie einige Zeit hier und unterstützen Sie mich. Sagt Ihnen dann die Wirksamkeit zu, so werde ich die Regierung bitten Sie zu meinem Adjunct und zu meinem Nachfolger zu ernennen, was man mir nicht abschlagen wird. Für diese Zeit sind Sie mein Hausgenosse. Ich lebe allein mit einer alten Haushälterin. Ich gebe Ihnen ein paar freund-

liche Zimmer, Sie theilen meinen Tisch, und für ein kleines Gehalt zum Anfange werde ich schon sorgen."

Ehrenfried stimmte zu und zog noch denselben Abend in seine neue Wohnung.

6.

Ehrenfried übernahm zunächst die Predigten des Sonntags und das Abhalten der Lehrstunden in der Woche. Die Gefangenen fanden Gefallen an dem milden, freundlichen jungen Manne und bald sprachen sie allgemein Gutes von ihm, besonders solche, die in andern Gefängnissen gewesen waren und Geistliche kennen gelernt hatten, deren beständiges Thema Sünde, Strafe und Verdammniß war. Zu einzelnen Gefangenen ging Ehrenfried anfangs nicht allein, sondern nur in Begleitung des Magisters Blume. Dieser meinte er müsse doch erst die Art und Weise kennen lernen wie man mit den Gefangenen umgehe. Jedoch schon nach wenig Wochen hielt dieß der würdige Geistliche für überflüssig und Ehrenfried verkehrte von da an allein und selbständig mit einzelnen Gefangenen. Dabei blieb er in stetem Einvernehmen mit dem Director, dem Arzte und den obern Beamten der Anstalt. Diese Männer theilten sich unter einander ihre Bemerkungen und Beobachtungen mit, pflogen unter einander Rath und richteten danach ihr Benehmen gegen die Gefangenen ein.

So waren vier bis sechs Wochen verstrichen, als der Director eines Tages zu Ehrenfried sagte: „Sie sind nun in unsere Grundsätze eingeweiht und ich freue mich aufrichtig in Ihnen einen so wackern Mitarbeiter gewonnen zu haben. Ich bitte Sie jetzt sich eines Gefangenen anzunehmen, der mir bisher schwere Sorge gemacht hat und dessen unbeugsamen Trotz ich bisher nicht zu brechen vermochte. Sie wissen daß ich mich nicht an ein strenges System binde, sondern jeden Einzelnen nach seiner Individualität behandle. Denn was dem einen gut ist ist einem andern Gift. So hängen wir weder dem System der Einzelhaft, noch dem der Collectivhaft an. Wir gebrauchen dieselben je nach der Individualität. Dem einen ist die Einsamkeit die Atmosphäre, wo er sich mit sich selbst zurecht findet, dem andern aber ist sie ein Labyrinth, in welchem sich der schwache Geist verirrt und das Gemüth zur Einöde wird. Sie wissen ferner daß arbeiten eine Hauptbedingung für den Gefangenen ist. Nicht nur weil er einen Theil seines Unterhalts verdienen soll, sondern auch damit er arbeiten lerne. Ja zuletzt ist Arbeit eine Wohlthat, denn Unthätigkeit bei Entziehung der Freiheit wird unerträglich.

Vor sechs Monaten wurde uns ein Mensch eingeliefert, der eines versuchten Einbruchs wegen verurtheilt war. Er kam trotzig an und weigerte sich zu arbeiten. Ich wandte die gewöhnlichen Disciplinarstrafen an, Entziehung warmer Kost, engeres Gefängniß, nichts half. Diesen Trotz wollte und mußte ich brechen. Ich ließ ihn also in

eine Isolirzelle bringen, die Wärter mußten ihren Verkehr mit ihm auf das Nothdürftigste beschränken, durften sich nicht sehen lassen, nicht mit ihm sprechen. Die Langeweile in der Isolirzelle wird endlich unerträglich und ich wollte ihn durch diese zwingen um Arbeit zu bitten. Allein es verging Monat auf Monat, der Mensch blieb trotzig Ich begriff das nicht. Er mußte irgend etwas gefunden haben, womit er sich beschäftigte. Ich ließ ihn also durch den Schieber in der Thüre beobachten. Sobald er sich allein glaubte lauschte er scheu ob auch nichts sich rege, dann fing er an die Strohhalmen in seinem Strohsacke zu zählen. Am andern Tage besuchte ich ihn und sagte ihm: ich wisse nun womit er sich beschäftigt habe. Da lachte er höhnisch und erwiederte: das habe ihm vielen Spaß gemacht. Zuerst habe er die sämmtlichen Strohhalme gezällt, dann die, welche noch die ausgedroschnen Aehren hatten, dann die, welche länger als zwei Spannen und die welche kürzer gewesen wären, und er habe nicht geruht bis die Zahlen alle in Uebereinstimmung gewesen. Dazu habe er allerdings viele, viele Wochen gebraucht, denn die Zahlen hätten lange nicht gestimmt und er habe die einzelnen Gattungen der Strohhalme gar viele Male durchzählen müssen. Ich war erstaunt über diese Schlauheit, zugleich aber bestätigte sie mir die Erfahrung daß der Einsame um jeden Preis Beschäftigung sucht und daß endlich die Langeweile seinen Trotz beugen muß. Ich ließ ihm den Strohsack wegnehmen in der Hoffnung ihn in ganz kurzer Zeit zu Kreuze kriechen zu sehen. Allein

meine Hoffnung trog mich, er ist heute noch so trotzig wie früher. Wissen Sie was er nun gethan hat?

Er hat die Streifen in den Dielen gezählt, die Jahresringe, an denen man das Alter der Bäume erkennt. Ich gebe es nun auf diesen Trotz durch Einsamkeit zu beugen und bitte Sie zu dem Menschen zu gehen und zu sehen ob Sie auf ihn wirken können."

Ehrenfried ließ sich in die Zelle des Gefangenen führen und fand einen Bekannten. Es war einer von den beiden, mit denen Ehrenfried in Kiefernwalde eine halbe Stunde zusammen eingesperrt gewesen und die dann den Einbruch in Wasserhain unternommen hatten. Auch der Gefangene erkannte ihn und nahm eine drohende Miene an. Doch ließ sich Ehrenfried nicht irre machen und sagte: „ich komme um zu sehen wie du dich befindest." Anfangs war es ihm sehr schwer gefallen die Gefangenen mit „du" anzureden, allein der Director hielt das der Disciplin wegen für nothwendig. Der Gefangene sah ihn trotzig an, antwortete aber nicht. Ehrenfried fuhr in sanftem Tone fort: „du bist trotzig gewesen gegen den Director und die Gefangenwärter. Ich begreife das. Der Trotz war dir eine Freude. Du bist hier von äußerer Gewalt festgehalten und dich gegen diese Gewalt aufzulehnen so weit du kannst ist dir eine Genugthuung."

Eine wilde Freude flog über des Gefangenen Gesicht und er rief: „sie haben mich nicht gezwungen und werden mich nicht zwingen."

Ehrenfried hatte schon viel gewonnen daß der Gefangene sprach und er fuhr fort: „eins hast du aber nicht überlegt, der Trotz thut den andern nicht weh, dir aber schadet er. Die andern essen, schlafen und leben überhaupt so ruhig wie zuvor, sie haben auch mit den vielen andern Gefangenen zu viel zu thun, als daß dein Trotz sie ärgern sollte, aber du hast Nachtheil davon. Einsam eingesperrt plagt dich doch die Langeweile, nur wilde Gedanken gehen dir durch den Kopf und du hast keinen ruhigen Augenblick. Du schneidest dich also in das eigene Fleisch, wenn du trotzig bist und dich gegen die Hausordnung auflehnst."

Dieser einfache Schluß schien dem Gefangenen einzuleuchten, sein Gesicht nahm die Miene der Verlegenheit an.

Ehrenfried fuhr fort: „wenn du gearbeitet hättest, würdest du so viel verdient haben, daß dir ein kleiner Ueberschuß aufgesammelt und nach dem Ende deiner Strafzeit ausgezahlt worden wäre."

Der Gefangene verzog höhnisch das Gesicht und rief: „pah was sollen mir die paar Thaler! Die retten mich nicht!"

„Ich verstehe", sagte Ehrenfried, „wenn du frei kommst denkst du wieder zu stehlen." Der Gefangene sah ihn trotzig an und in diesem Trotz lag ein bestimmtes Ja. „Das wäre schon gut", fuhr Ehrenfried fort, „allein man wird dich wieder erwischen und länger und härter einsperren. Ist denn das Zuchthaus ein so angenehmer Ort daß du wieder darauf hin arbeiten willst?" Der Gefangene rief wild: „ich bin einmal ein Dieb, sie haben mich dazu gemacht, mag's denn gehen wie's geht."

„„Wer hat dich zum Dieb gemacht?““

„Die Leute. Meinen Vater habe ich nicht gekannt, meine Mutter war eine Bettlerin und von Kind an mußte ich mit auf den Bettel ziehen. Dabei lernte ich Obst und Rüben vom Acker stehlen. Meine Mutter lehrte mich das sei kein Unrecht, denn die Reichen hätten alles im Ueberfluß, die Armen müßten hungern und wenn sie sich etwas nehmen könnten, so wäre das in der Ordnung. Als meine Mutter starb, that mich die Gemeinde auf ein Handwerk. Die andern Lehrjungen hatten Aeltern und bekamen doch zuweilen ein paar Groschen, um sich einen guten Tag zu machen. Ich bekam nichts. Da nahm ich dem Meister einige Groschen, um auch einmal Bier zu trinken. Ich wurde eingesperrt und bekam Prügel. Da wurde ich störrig. Die andern hatten alles, ich hatte nichts. Ich sah die Leute in schönen warmen Kleidern gehen und ich mußte frieren in dünnen Lumpen. Ich sah die Leute in schönen Wagen fahren, mich schmerzten die erfrornen Füße bei jedem Schritte. Ich sah überall Häuser, wo man Wein, Bier, Kaffee und gute Sachen bekam, ich mußte Wasser trinken und erhielt kaum satt zu essen. Warum hatten die andern alles und ich nichts? War das gerecht? Ich hatte auch Lust nach guten Dingen und stahl wieder. Man erwischte mich nicht. So wurde ich dreister, stahl mehr und wurde endlich ertappt. Da kam ich ins Zuchthaus. Hier waren Diebe, die das Handwerk besser verstanden. Von ihnen lernte ich's. Als ich heraus kam, stand ich hülflos da. Niemand gab mir etwas, selbst

nicht einmal Arbeit, denn man traute mir nicht, weil ich im Zuchthaus gewesen. Was blieb mir übrig als wieder zu stehlen? So ging es fort. Was hätte ich denn wol anders werden können als ein Dieb? Es ist mein Schicksal."

Ehrenfried erwiederte: „was du mir da sagst ist hart, du bist zu bedauern. Viele andere in deiner Lage würden wie du geworden sein."

Der Gefangene sah Ehrenfried groß an, dann entgegnete er: „Sie sind der erste, der so mit mir spricht, ich habe bis jetzt nur gehört daß die Leute mich ausschimpften und mich einen schlechten Kerl nannten. Hätte vor Jahren jemand so zu mir gesprochen, wer weiß ob es nicht anders gekommen wäre. Jetzt ist es zu spät!"

„Zu spät", antwortete Ehrenfried, „zu spät? So willst du wieder dein altes Leben beginnen, wenn du hinaus kommst?"

„„Es wird wol nicht anders werden.""

„Und ist denn dieses Leben nicht ein entsetzliches? Heute gelingt dir vielleicht ein Streich und du hast für einige Zeit Ueberfluß, dann aber tritt die Noth wieder ein und treibt dich gebieterisch aufs Neue zum Raube. Und immer bist du, in der Noth und im Ueberflusse wie ein gehetztes Wild, verfolgt von den Dienern des Gesetzes, kannst keine Nacht ruhig schlafen, kannst keinem Menschen ohne die Furcht begegnen daß er dich kenne und dem Gesetze überliefere. O das ist ein elendes Leben!"

Die Augen des Gefangenen leuchteten in wilder Lust und er erwiederte: „ja es ist ein elendes Leben und doch hat es sein Schönes. Wenn uns ein Streich gelingt, haben wir Ueberfluß und wir schwelgen in dem Genusse, den andere immer haben und finden so Ersatz für die Entbehrungen, die wir sonst tragen müssen. Und wenn uns die Polizei verfolgt, so setzen wir ihr List, Schlauheit, Kühnheit entgegen, wir entgehen ihren Schlingen und auch das ist eine Freude. Wir kämpfen um unser Dasein, aber im Kampfe liegt Lust."

„„Welche Lust kann in einem Kampfe liegen, wo man immer zuletzt besiegt wird?""

Diese Bemerkung schien sichtlichen Eindruck auf den Gefangenen zu machen, Ehrenfried fuhr fort: „ist denn ein Leben nicht schöner, wo du durch Arbeit das erringst, was du sonst durch Raub erwirbst, wo du vielleicht keinen Ueberfluß, aber auch keine Noth hast, wo du dich Abends zur Ruhe legen kannst ohne zu fürchten in der Nacht aufgehoben zu werden, wo du jedem frei in das Gesicht schauen kannst ohne einen Verräther zu vermuthen? Du bist ein starker, kräftiger Mann, kannst wenig über dreißig Jahre alt sein, du bist auch nicht schlecht, bist nur verwildert durch Erziehung, schlechten Umgang und Noth. Wäre es nicht besser du entsagtest dem wilden Leben und versuchtest ein ruhiges?"

Der Gefangene sah ihn verwundert an und sagte: „Sie reden anders, wie ich bisher immer gehört habe. Da wurde immer davon gesprochen daß ich mich bessern

sollte, und nicht gesagt wie ich es machen könne, da wurde immer vom Zorne Gottes gesprochen und von ewigen Strafen und niemals gesagt warum Gott es zuließ daß ich arm und ohne Erziehung aufwuchs. Das verbittert, Herr Pastor, und macht trotzig. Freilich wenn ich bedenke was Sie sagen — aber es ist zu spät, ich bin zu alt. Ich reiße mich nicht mehr heraus, so mag es laufen wie es will."

Ehrenfried antwortete: „es mag laufen wie es will, sagst du! Gut, das kannst du für dich sagen, wenn du allein stehst in der Welt. Aber hast du niemanden mehr, der dich näher angeht? Keinen Bruder, kein Weib, kein Kind? Dann bist du freilich ein sehr armer Mann."

Der Gefangene schlug sich vor den Kopf und murmelte: „mein Kind, mein Mariechen."

„Siehst du, du hast ein Kind", fuhr Ehrenfried fort, „eine Tochter, ein liebes kleines Mädchen. Das arme, arme Kind. Ich sehe es vor mir wie es fragt ob es keinen Vater habe, wie die andern Kinder alle, und wie sie ihm von dir schweigen, wie die andern Kinder dein Mädchen bei Seite stehen und es nicht mit spielen lassen, weil es keinen Vater hat, der es schützen kann und es liebt."

Der Gefangene fuhr auf und rief: „wer sagt daß ich mein Kind nicht liebe, mein kleines, liebes Mädchen. Wenn ich Beute machte, es war für sie, der Frau, die sie bei sich hat, schickte ich Geld so viel ich konnte, ihr soll es an nichts fehlen. Herr Pastor, was wissen Sie von meinem Kinde?"

Ehrenfried wußte jetzt daß er den Punct gefunden hatte, wo dieses Gemüth zugänglich war und fuhr stärker fort: „was ich von dem Kinde weiß? Alles! Ich sehe seine Zukunft vor mir. Es wächst auf unter fremden Leuten, niemals wird es gepflegt und geliebt, wie andere Kinder, niemals darf es seinen Vater kennen. Und wenn du hinaus kommst und dein altes Leben von Neuem anfängst, so wird dich das Gesetz wieder erfassen, wird dich auf lange Jahre der Freiheit berauben, und dein armes Mädchen steht hülflos in der Welt. Und wenn sie heran wächst, wird Noth und Entbehrung an ihr nagen und sie wird sich der Verführung hingeben, um essen zu können, wird tiefer und tiefer sinken, wird eine feile Dirne werden und elend zu Grunde gehen an Leib und Seele."

Der Gefangene starrte Ehrenfried an während dieser sprach. Thränen drangen aus seinen Augen, und er murmelte zwischen den Zähnen: „mein Mädchen eine Metze! O das ist entsetzlich!"

Ehrenfried schwieg. Der Gefangene war erschüttert, er mußte ihm Zeit lassen, den Eindruck in sich selbst zu verarbeiten. Der Gefangene setzte sich nieder und barg den Kopf in den Händen. Nach einer langen Pause sagte endlich Ehrenfried: „ich lasse dich jetzt allein, armer Mann, überlege dir was ich gesagt habe. Ich komme wieder zu dir."

Er klopfte dann an die Thüre, damit der Wärter ihn hinaus lassen möge. Als dieser draußen mit den Schlüsseln rasselte, hob der Gefangene den Kopf empor

und sagte leise: Herr Pastor, ich habe eine Bitte. Wenn Sie dem Herrn Director sagen wollten: er möge mir Arbeit geben lassen."

40.

Ehrenfried lebte nicht nur seinem Amte, er hatte auch gesellige Beziehungen. Manche schöne Stunde saß er mit dem ehrwürdigen Magister Blume zusammen, der ihm von seinen vielfachen Erfahrungen mittheilte und ihn so belehrte und den er von Tag zu Tage mehr lieben, ja verehren lernte. So hatte er sich einen Priester des Herrn gedacht, so voll Liebe und Milde hatte ihm das Bild eines wahren Seelsorgers vorgeschwebt.

Doch auch noch andere Geselligkeit bot sich ihm.

Brunhilde, des Directors Tochter, liebte die Musik leidenschaftlich und sie hatte in ihm einen Meister erkannt. So oft es thunlich war wurde er nun zu dem Director eingeladen. Er nahm das gern an, denn es machte ihm Freude mit dem schönen Mädchen zu musiciren. Als erst seine Geige von Erlenwalde gekommen war, als Brunhilde auch hier seine Meisterschaft kennen lernte, gewannen die musikalischen Abende einen noch viel größern Reiz. Zu einem tüchtigen Künstler blickt ein Mädchen immer mit einer Art von Verehrung auf. Ist dieser Künstler obendrein ein junger, hübscher Mann, so setzt sich sein Bild leicht fest in ihrem Herzen. So geschah es auch Brunhilden. Wenn Ehrenfried spielte, wenn er sich ganz

seiner Begeisterung überließ und die herrlichsten Töne seinen Fingern entquollen, blick'e sie ihn mit leuchtenden Augen an und sie meinte nie etwas Herrlicheres gehört zu haben. Ehrenfried war weit davon entfernt zu ahnen daß in eines Mädchens Busen die Bewunderung des Künstlers nahe verwandt ist mit der Liebe zum Manne. Er freute sich in Brunhilden eine Zuhörerin zu haben, die ihn verstand, freute sich in ihr eine Kunstverwandte zu haben, die mit ihm Klavier spielte oder sein Geigenspiel begleitete. Und so machten ihm die musikalischen Abende großes Vergnügen, an denen auch der Director Gefallen fand, der zwar selbst keine Musik verstand, aber Sinn für dieselbe hatte.

An einem solchen Abende fragte der Director Ehrenfried nach dem Gefangenen, dessen Trotz zu brechen ihm gelungen war. Ehrenfried gab die erfreulichste Auskunft. Der Gefangene war auf seinen Wunsch in Einzelhaft geblieben, er mochte nicht mehr mit andern in Berührung kommen. Er war auffallend fleißig in seiner Arbeit und lieferte weit mehr als seine Aufgabe verlangte. Freilich war er nicht gleich bekehrt. Oft kehrte die Bitterkeit zurück, die die Grundlage seiner Anschauungen bildete, allein Ehrenfrieds mildem Zureden, seinen verständigen Belehrungen war es mehr und mehr gelungen den Mann zu andern Ansichten zu bringen. „Er hat noch ein halbes Jahr zu sitzen“, sagte er, „und ich glaube daß diese Zeit hinreicht sein Gemüth gänzlich zu heilen. Und wenn ihm dann bei seinem Eintritt in die Welt eine helfende Hand

geboten wird, so hoffe ich daß er keinen Rückfall haben soll." Der Director versprach sein Möglichstes zu thun, daß diese helfende Hand nicht fehle. Als Ehrenfried sich verabschieden wollte, brachte Brunhilde ein Packet Schnupftabak hervor und bat ihn das dem Gefangenen zu geben. Der Director meinte zwar Geschenke seien immer eine mißliche Sache, doch wolle er einmal eine Ausnahme machen. Zugleich bat er Ehrenfried: er möge dem Gefangenen sagen daß ihm von seinem Nebenverdienst ein Thaler zur Verfügung gestellt werden solle, wofür er sich kleine Erquickungen geben lassen könne, wie sie in der Hausordnung erlaubt seien. Ehrenfried dankte im Namen seines Schützlings, denn dieß war der Gefangene in so fern, als Ehrenfried sich besonders um ihn sorgte, mit dem er schon zwei Mal in abenteuerlicher Weise zusammen getroffen war und in dem er, trotz der Verwilderung des Gemüths, einen guten Kern entdeckt zu haben glaubte.

Am andern Morgen wurde der Minister erwartet, der das Gefängniß besichtigen wollte. Bei dieser Gelegenheit wurden die Beamten vorgestellt und auch Ehrenfried sollte vor dem Minister erscheinen. Vorher jedoch wollte er seinen Schützling erfreuen und brachte ihm den Tabak. Dieser war wirklich erfreut darüber, denn er liebte es sehr zu schnupfen und hatte es bis jetzt entbehren müssen. Was den Thaler betraf, so bat er Ehrenfried diesen nicht für sich verwenden zu dürfen. Er wollte ihn seinem kleinen Märchen geschickt haben, das bei seiner Großmutter auf einem Dorfe erzogen wurde. Es sei in kurzem des

Kindes Geburtstag und da solle es eine Freude haben. Ehrenfried ließ sich die genaue Adresse geben und versprach den Wunsch des Gefangenen zu erfüllen.

Als er sich entfernte fand er die Thüre des Ganges verschlossen. Die Gefangenwärter hatten sich bereits zur Vorstellung vor dem Minister begeben und er konnte nicht hinaus. Halb ärgerlich halb lachend sagte er zu sich selbst: „wieder einmal eingesperrt! Was wundere ich mich, es ist mein Schicksal.“ Es blieb ihm nichts übrig als zu warten bis die Aufseher zurückkehrten.

Während er im Gange auf- und abschritt, hörte er in einem der Säle laut reden. Das Gespräch war nicht lärmend, so daß er keine Unordnung zu befürchten hatte, indessen trieb ihn doch die Neugierde nach der Ursache zu forschen. Er ging also leise an die Thüre des Saales und guckte durch den Schieber, der in diesen Thüren angebracht ist, und durch welchen die Gefangenen von außen beobachtet werden können. Da bot sich ihm ein seltsamer Anblick. Die Gefangenen in dem Saale, die wußten daß die Aufseher weggegangen waren und sich deßhalb unbeachtet glaubten, spielten Gericht. Sie hatten die Tische und Bänke zurecht geschoben, ein Gefangener spielte den Richter, ein zweiter den Angeklagten, ein dritter den Staatsanwalt, ein vierter den Vertheidiger. Andere stellten Geschworene vor, andere Polizeisoldaten. Der Richter benahm sich mit großer Würde, ein wirklicher Richter hätte sich nicht besser benehmen können. Der Staatsanwalt hielt eine vortreffliche Rede, in der er alle Beweise

gegen den Angeklagten zusammen faßte und einen tüchtigen Strafantrag stellte. Ehrenfried war erstaunt. Diesen Scharfsinn, diese Redefertigkeit hätte er bei Leuten dieser Art nicht gesucht. Die sämmtlichen Gefangenen benahmen sich mit einer Ruhe, mit einer Gemessenheit, jeder in seiner Rolle, die bewundernswerth war. Zuletzt bekam der Vertheidiger das Wort. Mit großer Feinheit widerlegte er Punct für Punct der Anklage, er verschmähte nicht ironisch zu sein, er wandte sich an das Mitleid der Geschwornen, ein Advocat hätte nicht besser sprechen können. Ehrenfried war wirklich gefesselt von dem Schauspiele, das vor ihm aufgeführt wurde. Als der Vertheidiger geendigt hatte, fragte der Richter den Angeklagten ob er noch etwas zu sagen habe. Dieser, dessen eigner Proceß hier im Spiele noch einmal verhandelt worden und der etwas dumm war, erwiederte: „ich habe es aber doch nun einmal gethan.“ Da trat der Vertheidiger ganz ernsthaft zu ihm, sagte: „da hätte ich dich auch nicht zu vertheidigen gebraucht“, und gab ihm eine schallende Ohrfeige. Ein gleiches that der Richter mit den Worten: „wenn du Dummkopf gestehen willst, hat es das Gericht leicht.“ Ehrenfried mußte über dieses komische Ende der ernsthaften Verhandlung laut auflachen. Die Gefangenen, die sich belauscht sahen, stoben auseinander.

Jetzt wurde auch der Gang geöffnet, die Aufseher kamen von der Vorstellung zurück, Ehrenfried konnte nun hinaus. Von dem was er gesehen hatte, sagte er aber nichts. Er mochte den Gefangenen keine

Strafe zuziehen zum Danke dafür daß sie ihn so ergötzt hatten.

Da Ehrenfried es versäumt hatte dem Minister vorgestellt zu werden, so ging er nach Hause um den Brief an die Tochter seines Schützlings zu besorgen. Eben hatte er sein Schreiben beendigt, als die Thüre hastig geöffnet wurde und Oswald in das Zimmer stürzte. Die beiden Freunde begrüßten sich auf das Herzlichste und Oswald sagte: „du siehst, ich hatte Recht, als ich bei unserer letzten Trennung ein baldiges Wiedersehen voraussagte. Gestern Morgen bin ich hier angekommen und meinen Geschäften nachgegangen und heute will ich wieder fort. Beim Frühstücke höre ich deinen Namen nennen, frage weiter, erfahre daß du hier lebst und mache mich natürlich gleich auf dich zu sehen." Die Freunde theilten sich nun mit was sie seit ihrer Trennung erlebt und erfahren hatten. Oswald erzählte daß er wieder zu dem alten Director gekommen sei, aber nicht alles so gefunden habe, wie sonst „Wir sind wieder in Ulmenhain gewesen", sagte er, „aber das Sprichwort: „bist du wo gut aufgenommen, darfst du ja nicht zwei Mal kommen" bewährte sich auch bei uns. Die Geschäfte gingen lange nicht so gut wie das Jahr vorher und die damals so zuthulichen Freunde waren sehr zurückhaltend geworden. Dann kamen wir nach Espendorf und ich sah auch meine Geliebte wieder."

„Und wie geht es ihr?" frug Ehrenfried.

„Ganz vortrefflich", sagte Oswald lachend, „sie ist verheirathet, ihr Mann setzt ihres Vaters Geschäft fort und

sie wird ihm wol bald Gelegenheit geben Kindtaufskuchen zu backen. Die Lust am Schauspiel hat sie noch nicht verloren, sie war jeden Abend im Theater. Auch deine Klotilde hat sich hinreichend getröstet, sieht frisch und munter aus und zeigt keine Spur von Kummer."

„„Weßhalb aber bist du wieder außer Engagement?""

„Voriges Jahr schloß der Alte seine Bude nur für den Sommer, jetzt hat er sie für immer geschlossen. Eine alte Tante oder ein alter Oheim, ich weiß es nicht genau, ist irgendwo gestorben und hat ihm als dem einzigen Erben einen großen Gasthof hinterlassen. Den will er übernehmen und selbst führen. Er nennt das sich zur Ruhe setzen. Mag's ihm wohl bekommen, trotz mancher Schrullen war er ein guter Kerl. So mußten wir uns also trennen. Zwar hätte er mich vielleicht als Kellner engagirt, allein dazu fühl'e ich doch die nöthigen Eigenschaften nicht in mir."

„„Und jetzt reisest du wieder und machst Portraits?""

„Fehlgeschossen, mein Bruder, ich treibe etwas anderes, ich richte Fabriken ein."

„„Du Fabriken?""

„Du weißt daß mein Vater ein Kaufmann war. Als die Erfindung gemacht wurde das Oel zu reinigen war er einer der ersten, die eine solche Fabrik anlegten. Als Junge habe ich da oft mit helfen müssen, was mir übrigens großen Spaß machte und so kenne ich das Verfahren dabei sehr genau. In Espendorf besteht nun auch eine Oelraffinerie. Ich lernte den Geschäftsführer davon

kennen, wir sprachen darüber und ich erfuhr daß diese Fabrik nach einer alten, schwerfälligen Methode eingerichtet war und daß man in der ganzen Gegend in allen Fabriken so schwerfällig verfahre. Ich belehrte den Geschäftsführer eines Bessern, zeigte ihm das einfachere Verfahren und bekam dafür ein Honorar von zwanzig Friedrichsd'or. Holla, dachte ich, das kannst du benutzen und jetzt reise ich im Lande herum, suche die Oelfabriken auf und lehre sie das bessere Verfahren. Da denke ich mir ein hübsches Sümmchen zu erwerben, und habe ich das in der Tasche, kann ich eher die stehenden Theater bereisen, um mir da ein Engagement zu suchen. Ich brauche nicht gleich beim ersten Besuche auf Antwort zu dringen, weil der leere Beutel keinen längern Aufenthalt erlaubt, ich kann warten und die Gelegenheit abpassen."

„„Und wird es dir gelingen? Hast du schon viel erspart?""

Oswald kratzte sich hinter den Ohren und sagte: „bis jetzt noch nicht. Sie zahlen nicht überall zwanzig Friedrichsd'or. Ich fordere sie zwar überall, allein bei kleinen Fabriken, bei kleineren Oelmühlen geben sie mir oft nur fünf Thaler."

Ehrenfried lachte und sagte: „hundert Thaler fordern und mit fünf zufrieden sein ist ja wahrhaft jüdisch."

Oswald erwiederte: „je nun meine Waare kostet mir nichts, über den Einkaufspreis komme ich immer. Wir sind nun freilich schon im Sommer, zum Herbst will ich doch wieder Komödie spielen, und wenn es mir nicht besser

geht, werden meine Pläne mir viel Geld zu erwerben, wol Luftschlösser bleiben."

„„Und du läufst so im Lande herum wie ein —""

„Wie ein echter Landstreicher", fiel Oswald lachend ein, „sprich es nur aus. Von Scheerenschleifern und Kesselflickern unterscheide ich mich nur wenig. Doch ich muß aufbrechen. Ich habe eine Adresse zu einer Fabrik in der Nähe bekommen, deren Inhaber jedoch in wenig Tagen verreisen will. Deßhalb möchte ich heute noch da eintreffen. Wenn es dir recht ist, begleite mich ein Stückchen Weges."

„„Gehst du denn zu Fuße?""

„Meine letzten Unternehmungen waren alle nur zu fünf Thalern, hier hoffte ich etwas zu machen, was aber nicht gelungen ist, also muß ich sparsam sein. Uebrigens ziehe ich immer die Flußthäler entlang, wo die Oelmühlen liegen und dahin führt meistens nur eine Fußpost, die ich dann auch fleißig benutze, da sie nebenbei sehr wohlfeil ist."

Ehrenfried erklärte sich bereit mit zu gehen, sie holten Oswalds Ränzchen aus dem Gasthofe und wanderten zum Thore hinaus.

Unterwegs erzählte denn auch Ehrenfried seine Schicksale, sprach mit großer Verehrung von dem würdigen Pfarrer Blume, und mit lebhaftem Eifer von der schönen Wirksamkeit, die ihm offen stehe und von den Erfolgen, die er schon gehabt habe. Oswald hörte ihm schweigend zu, schüttelte einige Male den Kopf und sagte endlich: „lieber Freund, du bist der bravste Kerl, der

mir je vorgekommen, mit deinem warmen Herzen fassest du alles eifrig und voll Lust an, aber an dich selbst denkst du niemals. Die Wirksamkeit, die dich so begeistert, mag für einen älteren Mann recht passend sein, der seine Jugend genossen hat. Er mag entsagen können und sein ganzes Glück darin finden andern zu nützen. Aber du bist noch jung, hast vom Leben noch nichts genossen, bist talentvoll und begeistert für die Kunst, — und willst dein Leben lang nur mit Verbrechern umgehen? Auf die Dauer kann dich das nicht befriedigen und du wirst bald eine unbestimmte Leere in dir fühlen, die du vergeblich auszufüllen streben wirst."

Ehrenfried mußte nach der Stadt zurück und die beiden Freunde trennten sich bei dem nächsten Dorfe mit dem abermaligen Wunsche: auf Wiedersehen.

Als Ehrenfried nach der Stadt zurück ging, wollten ihm Oswalds Worte gar nicht aus den Gedanken kommen. Zu Hause angelangt fand er einen Brief von Konradinen. Sie schrieb:

„Mein Brief, lieber Bruder, ist dieses Mal ein sehr trauriger. Je freudiger ich Dir bisher schreiben konnte, desto niedergeschlagner bin ich jetzt. Ich habe viel, unendlich viel verloren. Fräulein Ulrike von Sternau ist todt. Bald nach meinem Geburtstage fing sie an über ihre Augen zu klagen. Sie sah immer schlechter und das Lesen ward ihr zuletzt unmöglich. Zuweilen scherzte sie darüber, daß nun die Vorboten des Alters kämen, zuweilen überschlich sie indessen auch die Furcht blind zu

werden, was sie sich dann auf das schrecklichste ausmalte. Doch sollte ihre Furcht sich nicht erfüllen. Vor vierzehn Tagen kam eines Morgens die alte Haushälterin verstört auf mein Zimmer und bat mich eilig in das Schlafgemach des Fräuleins zu kommen. Ich trat ein, da lag Fräulein Ulrike im Bette wie ein schlafendes Kind. „Was ist“, fragte ich, „sie schläft?“ „Ja, den ewigen Schlaf“, sagte die Haushälterin. Ich rief sie beim Namen, sie hörte mich nicht mehr, ich faßte ihre Hand, sie war kalt, ich küßte ihre Stirn, sie war kalt. Ich schickte nach dem Arzte und nach Herrn Fels und ließ meinen Thränen freien Lauf. Die Männer kamen. Der Arzt erklärte sie sei todt, sei ohne irgend welchen Kampf gestorben, sei ruhig eingeschlafen, um nicht wieder zu erwachen. Das sei das schönste Ende, das die Natur einem Menschen gewähren könne. Ich hörte ängstlich auf jedes seiner Worte, ich wollte, ich konnte es immer noch nicht glauben. Gestern noch schlug dieses Herz in Lebensfülle, heute stand es still; gestern noch schauten diese Augen mich freundlich an, heute waren sie geschlossen, gestern noch sprach dieser Mund Worte der Liebe zu mir und heute war er stumm, stumm für ewig.

Und nun mußte ich alles das Geschäftsmäßige durchmachen, das sich an einen solchen Fall knüpft. Die Gerichtspersonen kamen und legten Siegel an, die Leute kamen, die das Begräbniß besorgen mußten, — ach Ehrenfried, diese Räume, in denen still und unhörbar die Verstorbene gewaltet hatte, wurden von fremden,

kalten Menschen betreten. Herr Fels verlangte von mir: ich solle gleich zu ihm, in sein Haus ziehen. Das konnte ich nicht. So lange die Leiche der theuren Verstorbenen noch über der Erde war, konnte ich sie nicht verlassen. Und ich habe da manchen schönen Auftritt gesehen. Als der Leichnam im Sarge lag, kamen viele, viele Menschen, denen die Verstorbene Wohlthäterin gewesen war, um sie im Tode noch einmal zu sehen. Sie brachten Blumen, sie küßten die Hände der Verstorbenen und ich sah viele Thränen fließen.

Wie sie vorausgesagt hatte weigerten die Geistlichen die kirchliche Begleitung beim Begräbniß. Desto erhebender war die Begleitung des Volkes. Hunderte und abermals Hunderte folgten dem Leichenzuge und jetzt auf einmal stellte sich klar heraus wie groß die stille Wirksamkeit der Todten gewesen war.

Nachdem die Beerdigung vorüber, bezog ich mein altes Stübchen bei Herrn Fels. Ich konnte das nicht ablehnen, da mir die Theilnahme des braven Herrn so wohl that. Er that alles um mich zu tröstcn. „Trauern Sie nicht“, sagte er, „sie hat ein schönes Leben geführt und einen schönen Tod gefunden, ehe ihr die Schwächen des Alters den Lebensmuth geraubt hatten.“ Ach ich trauerte ja nicht um sie, sie ist glücklich, ich trauerte um mich, denn ich habe viel in ihr verloren.

Vierzehn Tage sind jetzt vergangen, ich bin ruhiger geworden, obschon ich meine ungetrübte Heiterkeit noch nicht wieder gefunden habe. Ich weiß, die Zeit wird

auch an mir ihre Macht ausüben und ich werde wieder froh in das Leben zu schauen lernen, aber vergessen werde ich die dahin Geschiedene niemals. Ach sie hat auch in anderer Art dafür gesorgt, daß ich ihr Andenken bewahren soll. Sie hat mir zehntausend Thaler in ihrem letzten Willen vermacht mit den Worten: „meiner guten Konradine, die ich liebte, wie sie mich geliebt hat.“ Diese Worte, das schönste Zeugniß, das sie mir geben konnte, haben mich mehr gefreut, als das Geld, mit dem ich doch jetzt nichts anzufangen weiß. Kannst Du davon brauchen, so nimm, es steht Dir zu Gebote was Du willst.

Ueber ihre anderweitigen letzten Verfügungen ist nur eine Stimme des Lobes und der Bewunderung. Ihr Haus hat sie der Stadt vermacht mit der Bedingung daß es zu einem Museum für Bilder und andere Kunstwerke diene. Zugleich hat sie der Stadt ein Capital hinterlassen, von dessen Zinsen dieses Museum erhalten und immer erweitert werden soll. Die Kunstwerke, die sie besaß, sollen den Stamm dieser Sammlung bilden. Uebrigens hat sie ihr ganzes Vermögen für Schulen, gemeinnützige Anstalten, Pensionen für Alte und Kranke, Stipendien für Künstler und Gelehrte bestimmt, und alles auf das Genaueste und Sinnigste vorgeschrieben. Doch Dir im Einzelnen das zu erzählen habe ich noch nicht die Stimmung. Ich will auch hier aufhören. Ich weiß ja daß Du lebhaft Theil nimmst an allem, was mir begegnet, und will Deine Heiterkeit nicht durch längern

Bericht trüben, denn Du bedarfst deren zu Deinem schweren Berufe.

Ich habe mich gelabt an der Herzenswärme, an der Begeisterung, mit der Du Dein neues Amt auffassest aber ich will Dir gestehen daß ich doch bang um Dich geworden bin. Sollst Du Dein ganzes Leben mit Verbrechern verkehren? Muß alles, was Du täglich siehst und hörst, nicht Deine Heiterkeit trüben, Dich düster machen, Dir den Lebensmuth rauben? Ehrenfried, ich fürchte Du wirst vor der Zeit ernst und düster werden. Vergieb daß ich das sage, aber ich fühle so und Du bist mir zu werth, als daß ich Dir etwas verbergen möchte, was mich ängstigt. Lebe wohl für heute, nächstens mehr.

Deine treue Schwester Konradine.

8.

Einige Tage später sagte der Director zu Ehrenfried: „ich habe wieder einen recht trotzigen Gesellen für Sie. Er ist aus reicher Familie, hat verschwenderisch gelebt, sich in Verlegenheiten gestürzt und endlich falsche Wechsel gemacht, so daß er zu einem Jahre Zuchthaus verurtheilt worden ist. Ich habe ihn noch in Einzelhaft, weil ich noch nicht klar mit mir bin auf welche Art ihm beizukommen ist. Ich fürchte an dem erleben wir keine Freude. Besuchen Sie ihn doch einmal, er ist Nr. 155.“

Ehrenfried that wie ihm aufgetragen war. Als er in die Zelle des Gefangenen trat, saß dieser den Rücken

nach der Thüre gewandt. Er drehte sich auf das Geräusch des Eintretenden um.

„Braunsdorf!“

„„Kersting!““

Es war Kersting, den Ehrenfried hier wieder traf. Beide sahen sich eine Zeit lang an, ehe einer ein Wort finden konnte. Endlich rief Kersting rauh: „was wollen Sie?“

Ehrenfried war auf das tiefste erschüttert, er mußte sich erst fassen und konnte nicht gleich antworten. Jener wiederholte seine rauhe Frage. Ehrenfried fühlte daß er diesem Menschen gegenüber die größte Zartheit und Schonung beobachten mußte, wollte er auf ihn wirken. Er entgegnete daher ruhig: „mich führt mein Amt zu Ihnen, ich bin Geistlicher dieses Gefängnisses.“

„Ach ja“, rief Kersting höhnisch, „ich erinnere mich, Sie studirten Theologie. Und nun sind Sie hier angestellt, sind abgeschickt, um mir in das Gewissen zu reden. Auch noch Pfaffengeschwätz soll ich hören! Nur zu, ich muß es mir gefallen lassen, bin ich doch gefangen. Beginnen Sie. Ueberhören Sie mich die zehn Gebote. Vielleicht weiß ich auch noch etwas aus dem Katechismus! Allein ich fürchte Sie werden wenig Freude an mir erleben.“

„Ich begreife“, erwiederte Ehrenfried ruhig, „daß Ihnen mein Anblick nicht angenehm sein kann nach den Begegnungen, die wir mit einander gehabt haben. Hätte ich gewußt daß Sie der Gefangene sind, zu dem man

mich sendet, ich hätte vielleicht den würdigen Pfarrer gebeten zu Ihnen zu gehen und Ihnen meinen Anblick erspart. Jetzt ist das zu spät und ich muß einfach meine Pflicht erfüllen."

„Nun so fangen Sie an", rief Kersting mit bitterm Hohne, „im Anfang schuf Gott Himmel und Erde — und so weiter bis zum Schlusse. Ich bin ja gezwungen Sie anzuhören und Sie können mich nach Herzenslust abkanzeln."

„Sie machen mir es recht schwer mit Ihnen zu sprechen", antwortete Ehrenfried, „gegen bittern Hohn habe ich keine Waffen, die ich bei Ihnen anwenden könnte. Sie irren sich aber, wenn Sie glauben daß ich als Priester zu dem Gefangenen komme, ich komme als Mensch zum Menschen."

„Das ist ein andrer Name für dieselbe Sache", sagte Kersting höhnisch, „in solchen Spitzfindigkeiten sind die Herren Schwarzröcke sehr bewandert."

„Unsere Spitzfindigkeiten", erwiederte Ehrenfried scharf, „führen die Menschen wenigstens nicht dahin, wo ich Sie finde."

Kersting biß sich auf die Lippen, das hatte ihn getroffen.

„Ich fühle recht tiefes Mitleid mit Ihnen", sagte Ehrenfried nach einem Weilchen sanft.

„Sie Mitleid mit mir", rief Kersting verächtlich.

„Das ist der alte Hochmuth", entgegnete Ehrenfried, „der aus Ihrem Tone spricht, der Hochmuth, den Sie

als Knabe schon besessen, der Hochmuth, der Sie in das Elend gestürzt hat. Sie sind in höherer Lebensstellung geboren als ich, die arme Waise, und der Gedanke ist unerträglich für Sie, daß ich mit Ihnen Mitleid fühlen könne. Und doch ist es so. Sie sind unglücklich und der Unglückliche verdient Mitleid."

„„Behalten Sie Ihr Mitleid für sich, ich bedarf dessen nicht. Sie sind geschickt um mich zu bessern. Da bin ich. Bessern Sie mich.""

„Wären Sie ein freier Mann, Ihre ganze Art und Weise würde mich zum Schweigen oder zu anderer Antwort bringen. Sie wollen mich beleidigen, um meines lästigen Anblicks los zu werden. Allein meine Pflicht gebietet mir zu bleiben und wenigstens zu versuchen ob ich Ihre Gemüthsstimmung ändern kann. Ja, Herr Kersting, Sie sind unglücklich, unglücklicher als irgend ein anderer Bewohner dieses Hauses. Diese sind meistens arme Menschen, die in der Niedrigkeit geboren, durch Mangel an Erziehung, auch durch Noth dahin getrieben wurden die Gesetze zu verletzen. Sie haben in diesen Mauern nur ein Elend mit dem andern vertauscht, sie sind höchstens eine Stufe heruntergestiegen. Sie aber standen auf den Höhen des Lebens, Sie kannten keine Noth, Sie sind heruntergestürzt in tiefe Schmach — und darum sind Sie unglücklicher."

Kersting fühlte die Wahrheit dieser Worte und entgegnete nichts mehr.

Ehrenfried fuhr fort: „die meisten Gefangenen in diesen Mauern sind nicht ganz zurechnungsfähig für ihre

Vergehen, sie sind sittlich krank, aus Mangel an Erziehung." Mit Ihnen ist das derselbe Fall, auch Sie sind sittlich krank, auch Sie haben keine Erziehung genossen."

Kersting sah Ehrenfried mit großen Augen an. Dieser fuhr fort: „ich weiß was dieser Blick bedeuten soll. Sie wundern sich daß ich bei Ihnen von Mangel an Erziehung spreche, da die Ihrigen auf diese vielleicht große Summen verwendet haben. Sie sind in die besten Schulen gegangen, Sie haben die besten Lehrer gehabt, Sie haben auch viel gelernt, Sie sprechen drei bis vier Sprachen, sind auch in Wissenschaften bewandert, und doch nenne ich Ihre Erziehung eine mangelhafte. Man hat nur den Kopf bei Ihnen gebildet und das Herz vergessen. Das war der Fehler. Daran sind Sie unschuldig und unter diesem Fehler leiden Sie."

Kersting fühlte sich getroffen. Er hatte erwartet das Ehrenfried ihm mit religiösen Gemeinsprüchen, mit Bibelstellen in das Gewissen reden würde, auf diese Art der Zusprache war er nicht gefaßt, dagegen verstummte sein Spott.

„Sie haben das Unglück gehabt", fuhr Ehrenfried fort, „der Sohn eines reichen Hauses zu sein und das von Kindheit an zu wissen. Das ist wahrhaft ein Unglück für die sittliche Entwicklung eines Menschen und viele, viele erliegen diesem Unglück. Ich sehe den Verlauf Ihrer Erziehung vor mir. Die Dienerschaft behandelt den Sohn des reichen Hauses schon mit Ehrerbietung, die Freunde des Hauses schmeicheln ihm, denn sie meinen

in ihm seinen Aeltern zu schmeicheln. Was Wunder daß schon in dem unverständigen Knaben Hochmuth entsteht, daß er sich mehr dünkt, als andere, daß alle schönen Eigenschaften des Menschen, Güte, Wohlwollen, Theilnahme in diesem Hochmuthe erstickt wurden? So wuchsen Sie heran, aus dem Hochmuth entstand die Herrschsucht, Sie wollten überall der Erste sein. Sie kannten keinen andern Maßstab für den Werth der Menschen, als Besitz, Reichthum. Wollten Sie überall der Erste sein, so mußten Sie diesen Platz durch den Reichthum behaupten, durch Freigebigkeit, mit der Sie Ihre Genossen an sich fesselten, die aber rasch zur Verschwendung ausarten mußte. Und als Sie heranwuchsen, als die Leidenschaften in Ihnen erwachten, zu deren Befriedigung Sie alle Mittel besaßen, stürzten Sie sich in das wilde Leben und Sie verfielen der Genußsucht. Aber auch die reichsten Mittel langen nicht zu ein Leben zu führen, wie Sie es geführt haben. Sie suchten sich durch das Spiel zu helfen, das Ihnen wiederum leidenschaftliche Aufregung brachte, und als das Glück Ihnen untreu wurde, griffen Sie zum falschen Spiel. Um keinen Preis wollten Sie von dem ersten Platze eines reichen Mannes heruntersteigen, und als Ihnen die Mittel doch versagten, griffen Sie zur Wechselfälschung. Unglücklicher junger Mann, so sind Sie Schritt für Schritt auf der unheilvollen Bahn weiter gegangen ohne eine Ahnung zu haben wohin sie führte. Kein Freund rief Ihnen ein Halt zu, kein Arzt trat zu Ihnen und sagte Ihnen daß

Sie sittlich krank wären und heilte Sie. Habe ich nicht Recht wenn ich sage daß der Mangel an Erziehung Sie ins Elend gestürzt hat?"

Kersting hatte den Kopf sinken lassen und murmelte für sich: „kein Freund, kein Arzt."

Ehrenfried fuhr fort: „hätten Sie eine Ahnung gehabt wohin Ihr Leben Sie führen würde, Sie hätten sich eines Bessern besonnen, denn trotz Ihrer gefährlichen Neigungen besaßen Sie Ehrgefühl, das wahre Ehrgefühl, das zu stolz ist Unrecht zu thun. Und doch kamen Sie dazu. Sie haben das erste Mal, als Sie falsch spielten, nur ein Mal eine falsche Karte aufgedeckt, um einen großen Verlust abzuwenden, der Sie zu verderben drohte. Sie haben es mit Zittern und Zagen gethan und sich hinterher selbst Vorwürfe gemacht. Das zweite Mal in ähnlichem Falle thaten Sie es leichter, und zuletzt fanden Sie sich mit Ihrem Gewissen ab, indem Sie sich einredeten: Ihr falsches Spiel sei Klugheit, mit der Sie gegen Ihre weniger klugen Gefährten siegten."

Kersting schaute hier Ehrenfried erschrocken an. Dieser fuhr fort: „und als Sie den ersten Wechsel fälschten, thaten Sie es in augenblicklicher, dringender Verlegenheit, Sie hofften sicher in kürzester Zeit den Wechsel einlösen zu können. Es gelang Ihnen die ersten Male, Sie thaten es nachher unbedenklicher, bis es mißglückte.

„Ja, ja, so ist es", rief Kersting, „ich wollte ja niemanden betrügen."

„Und doch thaten Sie es im Spiele", sagte Ehrenfried.

Kersting schlug die Hände vor das Gesicht, das hatte wieder getroffen.

Ehrenfried fuhr fort: „ich glaube, ich habe Ihnen ein treues Bild Ihres Innern gezeichnet. Sie konnten dahin, wo Sie jetzt sind, nur gelangen, weil Sie sittlich krank waren. Wenn Sie das erkennen, ist die Heilung leicht. Und so mag das Schicksal, das Sie jetzt zu Boden drückt, leicht ein Glück für Sie werden. Doch ich habe heute genug zu Ihnen gesprochen. Sie sollen auch nicht zu klagen haben daß ich zudringlich sei. Ich werde Sie nicht wieder sehen, bis Sie es selbst begehren."

Der Gefangene antwortete nicht, er barg noch immer sein Gesicht in den Händen und verharrte in dieser Stellung, als Ehrenfried still seine Zelle verließ.

Dieser stattete dem Director genauen Bericht über die Unterredung ab.

Der Director sagte darauf: „Sie haben es vortrefflich gemacht, junger Freund, ich glaube nur auf diese Weise ist hier ein Erfolg zu hoffen. Verbrecher dieser Art sind am schwersten zu behandeln. Andere bessern sich, so bald man sie zur Einsicht bringt, und das ist nicht so schwer. Aber Leute wie dieser Gefangene haben die Einsicht, bei ihnen kann man nur auf das Herz und das Ehrgefühl wirken. Ich habe auf diesen meine besondere Aufmerksamkeit gerichtet. Deßhalb halte ich ihn in Einzelhaft. Brächte ich ihn mit andern zusammen, die durch ihr rohes, ungebildetes Wesen ihn anwidern müßen, er würde verzweifeln, er würde mit Ingrimm er-

füllt werden, oder man würde sein Gemüth brechen. Das darf nicht sein. Beugen wollen wir ihn, aber nicht vernichten. Deßhalb lasse ich ihn noch ohne Arbeit. Er mag sich in der quälenden Einsamkeit mit seinen Gedanken herumschlagen. Er muß sich selbst finden. Lehren und Ermahnungen sind hier nicht angebracht."

Drei Tage später ließ Kersting Ehrenfried um einen Besuch bitten. Bereitwillig erfüllte dieser die Bitte. Der Gefangene sah bleich und verstört aus. „Sie haben mir Ihre Theilnahme zugewandt", sagte er halblaut, „ich bitte Sie, verschaffen Sie mir etwas zu thun. Die Langeweile ist unerträglich. Ich weiß ja daß alle Gefangene arbeiten müssen. Gewiß gibt es Beschäftigungen, die meinen Fähigkeiten angemessen sind, zu schreiben, Bücher zu führen." Ehrenfried versprach sein Gesuch dem Director vorzutragen. Als er dieß that, sagte dieser: „gut, Arbeit soll er haben, da er sie begehrt, aber keine schriftliche. Er soll mit Wolle spulen anfangen, denn sonst wird er ja nichts verstehen."

„Aber bedenken Sie", wandte Ehrenfried ein, „er soll spulen, eine Arbeit, die ein Kind von vierzehn Jahren verrichten kann. Das ist zu hart für ihn. Sie können ihn gewiß zu schriftlichen Arbeiten brauchen, denn er hat viel gelernt."

„Sie sind noch zu weich", entgegnete der Director. „Das Spulen wird ihn demüthigen und gedemüthigt muß er werden. Wollte ich ihn zu schriftlichen Arbeiten benutzen, so bekäme er dadurch schon eine bevorzugte Stel-

lung, er würde sich seinen Mitgefangenen überlegen fühlen und sein Hochmuth neue Nahrung bekommen. Nein, er muß demüthig werden Ich will ihm durch den Oberaufseher sagen lassen: schriftliche Arbeiten würden nur den Gefangenen gegeben, die durch gute Aufführung sich Vertrauen erworben hätten. Dieß wird ihn tief schmerzen, er wird fühlen daß er auf Vertrauen den Anspruch verloren hat — aber dieser Schmerz wird ihn heilsam sein. Wir müssen eben unsere Kranken jeden nach seiner Art behandeln."

9.

Oswald war auf seiner Wanderschaft nach Weidendorf gekommen und wanderte den Fluß entlang, an dem das Städtchen lag, denn daselbst befanden sich mehrere Oelmühlen. Als er in die Nähe der Papierfabrik kam, war er erfreut von der schönen Gegend. Der Fluß zog sich durch das Thal in felsigem Ufer hin, auf dem der Fußsteig lief. Als Oswald um eine Biegung trat, die der Fluß machte, bemerkte er plötzlich einen Kahn, der ruhig dem Strome nachschwamm. Im Kahne stand ein schönes Mädchen aufrecht, die Arme untergeschlagen. Sie hatte kein Ruder, sie that nichts den Kahn zu lenken, dieser trieb ohne Führung auf dem Wasser. Als Oswald näher kam, gewahrte er wie der Kahn mit der Spitze an das jenseitige Ufer anstieß, sich dann drehte und wieder nach der Mitte des Flusses trieb. Oswald begriff daß

das Mädchen hülflos sei, er eilte näher und rief: „was machen Sie, Fräulein? Der Kahn wird umschlagen.“

„Ich habe das Ruder verloren“, antwortete ihm Luitgard, denn sie war es, „und habe kein Mittel den Kahn zu lenken. Vielleicht treibt er an eine Stelle, wo ich landen kann.“

Oswald schaute den Fluß entlang, solcher Stellen, wo sie hätte einen Zweig oder sonst etwas erfassen können, gab es wenige. Schon lange aber hatte er ein dumpfes Brausen vernommen. „Was ist das für ein Brausen“, frug er besorgt.

„Das Mühlwehr von der Papierfabrik.“

„„Sie werden mit dem Kahne da hinuntertreiben.““

„Wenn er nicht an einer günstigen Stelle anstößt, kann das so kommen.“

„„Aber Sie können ja ertrinken.““

„Schwerlich. Das Wehr ist unterhalb gepflastert und nicht tief. Auch ist dort Hülfe in der Nähe.“

„„Aber Sie werden durch und durch naß werden.““

„Das wird freilich nicht ausbleiben.“

„„Sie werden sich erkälten.““

„Möglich.“

„„Sie werden ernstlich krank werden.““

„Ein kaltes Bad wird mir nicht viel schaden.“

„„Wenn denn jemand naß werden soll, besser ich als Sie!““ Indem Oswald das rief warf er seinen Tornister und seinen Rock ab und sprang in das Wasser. Dieses war bald tief, bald flach, so daß er bald schwim-

men mußte, bald gehen konnte. Er erreichte den Kahn, faßte dessen Spitze und sah Luitgard jetzt in der Nähe in die Augen. Es durchzuckte ihn wunderbar, solche Augen hatte er noch nicht gesehen.

Luitgard sagte: „Sie begehen eine Uebereilung, vielleicht wäre mir doch jemand zu Hülfe gekommen.“

„Besser ist besser“, rief Oswald, „ich nehme die Gefahr ins Wasser zu fallen nicht so leicht wie Sie.“

„Jedenfalls setzen Sie mich in Verlegenheit“, erwiederte das Mädchen, „denn ich weiß nicht wie ich mich Ihnen dankbar bezeigen soll.“

„Pah“, erwiederte er, „hier ist nichts des Dankes werth. An welchem Ufer wollen Sie landen?“

„An dem linken, da kommen wir gleich nach der Fabrik“, sagte sie und deutete auf eine Landestelle. Oswald schob den Kahn dahin, sie sprang heraus und er erklomm das Ufer. „Ich stelle mich Ihnen nicht in der vortheilhaftesten Lage vor“, sagte er lachend, „als nasser Pudel, aber die Umstände wollten es nicht anders.“

Luitgard rief einen Burschen, der eben zu dem Flusse kam, und befahl ihm rasch nach der Fabrik zu laufen, das blaue Fremdenzimmer solle gleich geöffnet und geschwind Thee gemacht werden. Dann wandte sie sich an Oswald und sagte: „über meinen Dank verhandeln wir später. Jetzt bitte ich Sie dringend, laufen Sie dem Jungen nach und legen Sie sich zu Bette, Sie erkälten sich sonst ernstlich. Für Ihre abgelegten Sachen werde ich sorgen.“ Oswald wollte Einwendungen machen, sie aber sagte

weich: „ich bitte Sie, thun Sie was ich sage, wollen Sie meinetwegen Ihre Gesundheit einbüßen?“

Oswald konnte diesem Tone nicht widerstehen, er rief: „ich thue was Sie befehlen“ und lief dem Jungen nach. Dieser hatte einen guten Vorsprung und war leichtfüßiger. Als daher Oswald an der Fabrik ankam, trat ihm auch schon ein Diener entgegen, der rasch begriff um was es sich handele und ihn in ein Zimmer führte, ihm auskleiden und in ein Bette half. Kurz darauf erschien er mit heißem Thee und Oswald, der wirklich ein Frösteln fühlte, trank denselben. Bald durchglühte ihn eine wohlthätige Wärme und er wäre gern aufgestanden, wenn er nicht gänzlich ohne Kleider gewesen wäre. So mußte er liegen bleiben und niemand schien sich um ihn zu bekümmern. Endlich nach einer Stunde trat Herr Fels in das Zimmer, ihm folgte der Diener mit dem Rocke und Tornister, mit einem Schlafrocke und Wäsche. Herr Fels trat an das Bette, reichte Oswald die Hand und sagte weich: „mein Herr, Sie haben meiner Tochter das Leben gerettet, ich bin Ihr Schuldner.“ Oswald erwiederte lachend: „das Fräulein hatte keine Besorgniß um das Leben, und so ist meine Wasserpartie keines großen Dankes werth. Jedenfalls war keine Gefahr dabei.“

„Sie suchen Ihre schöne That in minderem Lichte darzustellen“, antwortete Herr Fels, „das ist edlen Seelen eigen. Doch wir sprechen später darüber. Jetzt sagen Sie was Sie wünschen.“ „Zunächst möchte ich aus dem Bette“, erwiederte Oswald, „es wird mir unerträglich hier zu liegen.“

Herr Fels entgegnete: „es war strenge Verordnung meiner Tochter daß Sie wenigstens eine Stunde im Bette bleiben müßten, um den Folgen einer Erkältung vorzubeugen. Es durfte Ihnen daher auch niemand zu nahe kommen, denn meine Tochter vermuthete Ihre Ungeduld und wollte Ihnen das Aufstehen unmöglich machen.“ Oswald fühlte sich angenehm berührt daß das schöne Mädchen so um ihn besorgt war und sagte: „nun ist der Dank an mir daß Sie mich so freundlich aufgenommen haben. Darf ich denn jetzt heraus?“

„„Wenn Sie sich wohl fühlen, ja, so lautet die Verordnung meiner Tochter. Hier ist Ihr Tornister, sollten Sie Wäsche bedürfen, hier ist deren und auch ein warmer Schlafrock.““

„In einem Schlafrocke kann ich doch meine Wanderung nicht fortsetzen“, sagte lachend Oswald.“

„Daran denken Sie doch ohnehin heute und in den nächsten Tagen nicht“, erwiederte Herr Fels, „eine Zeitlang müssen Sie bei uns bleiben. In unserer Einsamkeit freuen wir uns jedes Gastes. Und wenn uns einer auf so wunderbare Weise beschert wird, ist er uns doppelt willkommen.“ Oswald wollte Einwendungen machen, Herr Fels aber sagte: „darüber sprechen Sie mit meiner Tochter. Jetzt ziehen Sie sich an und kommen Sie zum Abendessen, wenn Sie nicht lieber auf Ihrem Zimmer essen wollen.“

„Ich bin in fünf Minuten bei Ihnen“, rief Oswald.

Herr Fels und der Diener entfernten sich und er nahm rasch aus seinem Tornister einen andern Anzug. In wenigen Minuten war er gekleidet und begab sich dann nach dem Speisezimmer.

Es war einer jener langen, schönen Sommerabende, wie sie das Klima Deutschlands bietet. Das Speisezimmer hatte die Aussicht nach dem Garten und den nahen Bergen, und durch die offenen Fenster sandte die scheidende Sonne ihre letzten Strahlen herein. Da stand er denn vor Luitgard. Sie reichte ihm die Hand und sagte: „Sie haben mir einen größern Dienst erwiesen, als ich anfangs zugeben wollte. Ich will Ihnen nur bekennen daß ich mit Herzklopfen daran dachte die Fahrt über das Wehr machen zu müssen, und daß das auch nicht so gefahrlos gewesen wäre, wie ich es Ihnen darstellte. Wie kann ich Ihnen danken?"

Oswald fühlte den Druck ihrer Hand, die sie während dieser Worte in der seinigen ruhen ließ, ihn durchströmte ein wonniges Behagen und er erwiederte: „die freundlichen Worte von Ihnen sind mehr als zu viel Belohnung für den kleinen Dienst, den ich Ihnen zu leisten so glücklich war." Luitgard traf seinen Blick, sie erröthete und zog die Hand weg. Man setzte sich zu Tische. Oswald saß neben Luitgard, die sich als die freundlichste, aufmerksamste Wirthin bewies. Das Gespräch drehte sich anfangs um den Vorfall, der Oswald hierher gebracht hatte. „Ich weiß nicht", sagte dabei Luitgard, „wie ungeschickt ich es angefangen habe das Ruder

zu verlieren. Ich verstehe das Kahnlenken sonst vortrefflich und habe mit Konradinen Fahrten gemacht, die ein Schiffer nicht besser macht."

„Konradine", fragte Oswald aufmerksam.

„„Kennen Sie sie?""

„Verzeihen Sie, der Name ist so selten, daß er mir auffiel. Ich kenne eine Konradine, schwerlich aber die Sie meinen."

„Sie ist ein liebes und schönes Mädchen; sie war meine Erzieherin, was sage ich, sie war meine Freundin. Vielleicht ist es doch, die Sie meinen."

Oswald nahm seine Brieftasche heraus und zeichnete mit flüchtigen Strichen einen Kopf, dann reichte er das Taschenbuch Luitgard und fragte: „ist es diese?"

„Konradine", rief das Mädchen, „sie ist es, meine liebe gute Konradine! O wie ähnlich! Und mit so wenig Strichen! Sieh, Vater, sieh doch! Das Bild müssen Sie mir geben, ich habe keines von ihr. Fordern Sie was Sie wollen dafür."

Oswald fühlte sich wunderbar berührt durch die herzliche, innige Freude des Mädchens, ihre Stimme klang so warm, so aus voller Brust heraus.

„Ich finde wol morgen früh noch eine Stunde Zeit Ihnen ein besseres, ausgeführteres Bild zu zeichnen, so weit dieß aus dem Gedächtnisse möglich ist", sagte er.

„Aber woher kennen Sie Konradine", fragte Luitgard.

Oswald erzählte, eine Frage gab die andere, und bald hatte er seine ganze Lebensgeschichte mitgetheilt.

Herr Fels schüttelte den Kopf und sagte: „junger Herr, was führen Sie für ein Leben. Heute treiben Sie das, morgen das und Sie kommen zu keiner festen Stellung.“

„Wie du auch sprichst, Vater“, rief Luitgard, „ich finde dieses etwas abenteuerliche Leben gerade hübsch. Herr Horst ist noch jung, er wird Zeit genug eingezwängt werden in eine regelmäßige Thätigkeit. Laß ihn doch die Jahre seiner Jugend genießen. Wäre ich kein Mädchen, ich möchte mit ziehen. Heute hier, morgen dort, die Welt durchwandern ohne Sorgen, Neues täglich hören und sehen! Kehren Sie sich nicht an den Vater, Herr Horst, er stellt sich zuweilen so an als wolle er schelten über die Lust der Jugend, es ist ihm aber nicht Ernst damit.“

Herr Fels lachte und erwiederte: „wenn du unsern Gast so lebhaft vertheidigst, muß ich meinen Urtheilsspruch wol zurückziehen. Sie sehen, Herr Horst, das Mädchen ist der Herr im Hause, und ich darf mich nicht beklagen, denn ich habe sie selbst dazu erzogen oder besser gesagt verzogen. Uebrigens war meine Bemerkung nicht so böse gemeint. An Ihrer jugendlichen Abenteuerlust habe ich nichts auszusetzen, allein ich dachte daß ein Mann von Ihren Kenntnissen nicht bloß für sich leben müsse, sondern auch der Welt, der Gesellschaft nützen könne.“

Oswald fühlte daß etwas Wahres in den Worten des alten Herrn lag und es stiegen plötzlich allerlei

seltsame Gedanken in ihm auf, wobei sein Blick auf Luitgard fiel.

Diese aber sagte: „Sie haben noch Zeit genug ehrbar zu werden, vor der Hand aber sind Sie uns drei Mal willkommen. Sie kennen Konradine, sind der Freund ihres Bruders, von dem sie uns oft erzählt, so sind Sie uns kein Fremder, Sie sind uns ein alter Bekannter. Heißen Sie nicht Oswald?"

„„Ja!""

„Dann hat Konradine auch oft von Ihnen gesprochen, aber sie nannte sie immer nur beim Vornamen. Sie müssen mir morgen noch mehr von ihr erzählen, noch viel. O wir sind nicht getrennt, wenn wir auch nicht mehr zusammen wohnen. Wir schreiben uns fleißig. Ach die Arme! Sie hat jetzt einen herben Verlust erlitten."

Luitgard hatte Recht daß wenn zwei Personen eine dritte kennen sie dadurch sich schon sehr nahe gekommen sind.

Oswald fühlte sich schon sehr heimisch in diesem Hause. Doch hatte das auch wol noch andere Gründe. Als das Abendessen unter freundlichem Gespräche vorüber war und Oswald auf sein Zimmer kam, fühlte er durchaus keine Neigung zum Schlafen, obschon er mehrere Meilen zu Fuße gemacht hatte. Unruhig ging er auf und ab, er legte sich in das Fenster und schaute hinaus auf die freundliche, vom Monde beschienene Gegend, er versank in seltsame Träumereien, die Weisen alter

Lieder summten unwillkürlich durch seinen Kopf. Und immer war Luitgard der Mittelpunct seiner träumenden Gedanken. Er fühlte seine Brust von einer Seligkeit geschwellt, die er noch nie empfunden, die er bis dahin nicht gekannt hatte. Es war die Liebe, die erste Liebe, die ihn beseelte.

Als er sich endlich zur Ruhe legte, konnte er lange nicht einschlafen und trotzdem war er mit Tagesanbruch wieder wach. Im ganzen Hause war noch tiefe Ruhe. Er ging hinunter in den Garten, durchstreifte ihn nach allen Seiten, ging auch auf die angrenzenden Wiesen. Alles erschien ihm herrlich, er meinte eine so schöne Gegend noch niemals gesehen zu haben. Freilich war er sich selbst nicht klar daß er heute mit andern Augen um sich sah, als er bisher gethan hatte. Dem Liebenden erscheint eben alles in schönerm Lichte. Und da er nun auf den Wegen wandelte, die sie so häufig betrat, da er auf den Bänken ruhte, wo auch sie gesessen, da er die Bäume und Berge schaute, auf denen ihr schönes Auge täglich ruhte, kam ihm die ganze Umgebung paradiesisch vor. Als er nun von einem hübschen Plätzchen im Garten aus das freundliche Haus betrachtete, das so still und friedlich in der Morgensonne vor ihm lag, überkam ihn plötzlich der Gedanke daß es die Liebe sei, die ihn bewege. Wohin soll das führen, sagte er sich. Dir, dem armen wandernden Künstler ist die reiche Erbin unerreichbar. Du mußt fliehen, ehe ihr Bild sich zu tief in deine Seele gräbt, und ehe du unglücklich

wirst in vergeblichem Sehnen und Wünschen. Noch ist es Zeit, noch nimmst du einen entzückenden Eindruck mit dir, der dich in deiner Kunst beleben wird. Du wirst jetzt anders, ganz anders deine Rollen spielen, denn du hast empfunden, was du bis jetzt nur geahnt hattest, aber eile daß du fort kommst. Als er das aber dachte, ergriff ihn ein unendliches Wehe. Fort von ihr sollte er, mußte er und doch hätte er um bei ihr sein zu können das Schwerste gethan, was seine Kräfte vermochten. Das Wehgefühl aber überzeugte seinen Verstand erst recht wie richtig sein Entschluß sei zu gehen.

Er wollte ihn ausführen. Noch einmal zum Abschied mußte er sie aber sehen, er konnte sich nicht fortschleichen wie der Dieb in der Nacht. Ja, noch einmal sehen, noch einmal ihre liebe Stimme hören, noch einmal den Druck ihrer weichen Hand fühlen wollte er, dann hinaus in die Wälder und Berge!

Aber Konradinens Bild hatte er ihr versprochen. Er eilte in das Haus, ließ sich das Comtoir zeigen und fand daselbst auch einen Lehrburschen, der beschäftigt war Ordnung zu machen. Von ihm ließ er sich ein schönes Stück Zeichenpapier geben und begab sich dann an die Arbeit. Sie gelang ihm ungewöhnlich gut. Als man ihn nach vielem Suchen auf dem Comtoir fand und zum Frühstück rief, war die Zeichnung vollendet. Er trat in das Zimmer. Da stand sie im leichten Morgenkleide, das Auge leuchtend in der frischen Stimmung des Morgens. Ach sie war noch schöner als am Abend vorher.

Sie reichte ihm die Hand, sie sagte ihm einen guten Morgen, das Herz wallte ihm hoch auf. Er übergab sein Bild! Sie nahm es und jauchzte laut auf in heller Freude. „Konradine", rief sie, „Konradine, ja das ist sie, Zug für Zug. Meine liebe, liebe Konradine." Dann wandte sie sich zu Oswald und sagte: „Sie haben mir eine unendliche Freude gemacht, wie kann ich Ihnen danken." Dem armen Oswald drangen diese Worte tief in die Seele. Diese kindliche Freude, dieser weiche Schmelz der Stimme, — o wäre er doch heimlich fortgegangen, hätte er sie nicht noch einmal gesehen.

Der Vater kam, man setzte sich zum Frühstück. Sie schenkte ihm ein, sie sorgte aufmerksam für ihn, sie sprach so froh von ihrem Bilde! Der Vater war so freundlich, so ungezwungen herzlich, er neckte die Tochter, die Tochter neckte ihn. In diesem Hause wohnte die wahre, echte Liebe. Armer Oswald, du mußt nun wieder hinaus in die kalte fremde Welt! So muß es den ersten Menschen gewesen sein, als sie aus dem Paradiese vertrieben wurden, dachte er. Er wollte aufbrechen und sagte sich dann: noch zehn Minuten. Und waren diese vorüber, so wollte er noch fünf Minuten bleiben und kam immer nicht zum Aufbruch. Endlich sagte Herr Fels: „ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Herr Horst. Wie ich aus Ihrer gestrigen Erzählung sehe treibt Sie nichts zur Eile. Sie reisen nur, um Geld zu verdienen, dazu könnte ich Ihnen auch verhelfen. Von einem verstorbenen Oheim habe ich eine große Bibliothek geerbt,

die ich aber nach seinem letzten Willen nicht verkaufen darf. Die steht nun schon geraume Zeit in Kisten verpackt in einem Saale oben, aber ich habe noch niemanden gefunden, der sie auspacken, ordnen und einen Katalog entwerfen könnte. Ich selbst habe nicht die Zeit, wol auch die Kenntnisse nicht dazu, und doch muß die Sache einmal in die Reihe gebracht werden. Das wäre eine Arbeit für Sie. So viel ich weiß enthält die Bibliothek Bücher aus allen todten und lebenden Sprachen, wissenschaftliche und dichterische. Also kann nur ein Gelehrter sie ordnen. Das sind Sie ja. Wollen Sie es übernehmen, ich zahle ihnen mehr, als Sie bei den Oelmüllern verdienen können, — und wir haben das Vergnügen Sie noch einige Zeit bei uns zu sehen."

Oswald wußte nicht was er sagen sollte. Dieser Vorschlag durchkreuzte alle seine Entschlüsse. Er wollte fort, er mußte fort, er fühlte wenn er blieb, trug er eine unheilbare Wunde davon. Nein, nein, er konnte nicht bleiben. Da traf sein Auge auf das Luitgards. Sie sah ihn gespannt an — und da er noch immer mit der Antwort zögerte, sagte sie bittend: „nicht wahr Sie bleiben?"

Und er blieb.

11.

Es war Brunhildens Geburtstag. Sie hatte für den Nachmittag einige Freundinnen zu sich eingeladen

und auch Ehrenfried gebeten unter ihnen zu erscheinen, denn man liebte es Musik zu machen. Ehrenfried war der erste, der sich einfand. Er hatte einen hübschen Blumenstrauß mitgebracht, den er Brunhilden mit glückwünschenden Worten überreichte. Das Mädchen verrieth eine ungewöhnliche Freude über seine Aufmerksamkeit und sprach ihren Dank in etwas überschwänglichen Worten aus, wobei sie ihm lebhaft die Hand drückte. Er behielt ihre Hand in der seinigen und freudig gestimmt durch des schönen Mädchens Rührung sprach er in seiner Weise hübsche Worte über die Bedeutung der Feier eines Geburtsfestes, wie es ein Abschnitt im Leben sei, von dem aus rückschauend man übersehe was man im Leben bereits erstrebt und erreicht habe, und von dem aus man vorwärts blicke in die noch verhüllte Zukunft. So sei der Geburtstag ein Zeitpunct, wo Erinnerung und Hoffnung sich die Hand reichten, jede in ihrer Art angenehm, und wo die Hoffnung die Zukunft im rosigsten Lichte erscheinen lasse. Obschon nun Ehrenfried nur ganz allgemeine Sätze aussprach, so bezog doch Brunhilde nach Art der Frauen das alles nur auf sich, die Wärme, mit der Ehrenfried redete, glaubte sie ihr geltend, die Thränen traten ihr in's Auge und sie flüsterte: mein theurer Freund! Ehrenfried fand diese Rührung an einem Geburtstage sehr erklärlich, daß sie einen tiefern Grund habe ahnte er nicht. In dem Augenblicke trat eine Freundin Brunhildens ein, die etwas hastig und verlegen ihre Hand aus der Ehrenfrieds zog um den Gast zu

bewillkommnen. Es folgten dann noch einige junge Mädchen und bald war die Gesellschaft beisammen. Die zuletzt Eingetretene war etwas erregt und sagte nach der herkömmlichen Begrüßung: „nun denke ich doch etwas zu erfahren. Ist denn die Mordgeschichte wahr?"

Niemand wußte von einer Mordgeschichte.

„Mein Gott", fuhr jene fort, „hier müßte man es doch wissen, in den Mauern des Gefängnisses. So viel ist sicher, der Mörder ist heute eingebracht worden. Auf der Landstraße nach Bauernheim zu, bei dem Birkenwäldchen ist heute Morgen ein Reisender überfallen und todtgeschlagen worden. Ein Gensdarm ist dazu gekommen, als der Mörder den Erschlagenen plünderte. Dieser hat die Flucht ergriffen, ist aber eingeholt worden. Es ist ein starker, verwegener Kerl, der sich gegen den Gensdarmen fürchterlich gewehrt hat. Die ganze Stadt ist ja schon voll von der Geschichte. Mein Oheim sagte: Raubmord auf offener Landstraße sei das schlimmste Verbrechen, das koste jedes Mal den Kopf. Ach mein Gott ich habe mich ordentlich gefürchtet, als ich an das Thor klopfen mußte, als der Schließer aufmachte und ich nun in den Hof trat. Ich sah an allen Fenstern der Gefängnisse herum und dachte jeden Augenblick irgendwo müsse der Mörder herausgucken. Ich habe mir ihn immer in der Phantasie ausgemalt, ein baumlanger Kerl mit rollenden Augen, das halbe Gesicht von einem schwarzen Barte bedeckt. Das Bild kommt mir gewiß im Traume vor. Es ist doch schauerlich, Brunhilde, so im Gefängnisse zu wohnen."

„Wir wohnen ja in einem besondern Hause“, entgegnete Brunhilde, „das mitten im Hofe, ohne alle Verbindung mit den Gefängnissen steht. Und Gefangene zu sehen bin ich von Jugend auf gewöhnt, das hat nichts Schauerliches mehr für mich.“ Nachdem das Gespräch über Gefangene, Verbrechen und Verbrecher noch eine Zeit lang gedauert und Ehrenfried auseinandergesetzt hatte daß die Gefangenen doch immer noch Menschen seien und bei weitem nicht so schlimm, als das Volk gemeiniglich glaube, ging man zu andern Dingen und bald auch zur Musik über, so daß die Nachmittagsstunden angenehm verflossen.

Als die Zeit sich zum Abend neigte, trat auch der Director ein und begrüßte die Gesellschaft. Das junge Mädchen, welches die Nachricht von der Mordthat mitgebracht hatte, stürzte auf ihn zu und rief: „nun können Sie uns von dem Mörder erzählen, der heute gefangen worden ist. Es soll ja ein furchtbarer, gefährlicher Mensch sein! Hat er schon gestanden? Wird er hingerichtet?“

Der Director entgegnete ernst: „dieser Mörder führt mich allerdings in Ihre Mitte, ich hätte sonst den frohen Kreis hier nicht gestört.“ Dann wandte er sich an Ehrenfried und fuhr fort: „ich muß Sie aus dieser angenehmen Umgebung reißen, aber die Pflicht gebietet. Der vor einigen Stunden hier eingebrachte Mörder verlangt den Geistlichen zu sprechen. Ich muß Sie bitten sogleich zu ihm zu gehen. Dieses Verlangen des Ver=

brechers scheint eine Stimmung anzudeuten, in der er zu Geständnissen bereit ist, und solche Stimmungen müssen wir sorgfältig benutzen, sie kehren oft niemals zurück."

Ehrenfried war natürlich sogleich bereit seiner Pflicht nachzukommen und verabschiedete sich von der Gesellschaft die lebhaft bedauerte ihn aus ihrer Mitte scheiden zu sehen.

Als er in das Gefängniß trat, saß der Gefangene mit dem Gesichte nach der Wand gekehrt, das er mit beiden Händen bedeckt hatte. Der Aufseher entfernte sich und verschloß die Thüre, wie die Vorschrift wollte. Der Gefangene rührte sich nicht. Ehrenfried wartete daß jener ihn anreden sollte und nach einem Weilchen drehte der Gefangene sich wirklich um, indem er mit bittender Miene den Finger auf den Mund legte.

„Kunz", rief Ehrenfried erstaunt und erschrocken, „Kunz, du ein Mörder?"

„Ich bitte dich um alles in der Welt", sagte der Gefangene, „sprich leise, du machst mich sonst unglücklich. Und entsetze dich nicht so vor mir, ich bin kein Mörder, bin ganz unschuldig."

„Wie aber kommst du hierher", fragte Ehrenfried, „ich war immer der Meinung du seist mit nach Amerika ausgewandert?"

„Nach Amerika?"

„Ja, als meine Pflegemutter dorthin zog."

Kunz sah Ehrenfried ein Weilchen an und sagte dann: „also so haben sie dir die Geschichte dargestellt?

Ich muß dich aus deinem Irrthum reißen, denn du wirst die Wahrheit doch endlich erfahren. Deine Pflegemutter ist nicht in Amerika."

„„Nicht? Wo denn?""

„Im Arbeitshause."

„„O mein Gott!""

„Ja, im Arbeitshause. Das Wort löst dir alle Räthsel, klärt dir die Geheimnisse auf. Schneidewin war ein Diebshehler, die Stube, in der rothwelsch gesprochen wurde, war eine Diebsherberge. Sie lag nicht im Nachbarhause, sondern neben der Küche und eine geheime Thüre führte dort hinein. Deine arme Pflegemutter wußte um das schlechte Gewerbe ihres Mannes, sie war so nach und nach verwickelt worden, ehe sie es selbst wußte und konnte nachher nicht zurück ohne ihren Mann in das Verderben zu stürzen. Jetzt wird dir klar werden warum dich Schneidewin immer so mürrisch behandelte, er fürchtete du möchtest etwas verrathen. Jetzt wirst du auch begreifen warum du oft Abends eingeschlossen wurdest. Es war dann verdächtige Gesellschaft da und sie fürchteten du möchtest einmal aus deinem Zimmer kommen und irgend etwas entdecken. Darum erschrack auch Schneidewin so, als er entdeckte daß du rothwelsch verstandest und darum mußtest du über Hals und Kopf fort in eine fremde Stadt."

Ehrenfried fiel es wie Schuppen von den Augen. Daß ein Geheimniß hinter allen diesen Seltsamkeiten stecke, die ihn in seinen Kinderjahren umgeben hatten, war ihm

wol klar gewesen, daß aber dies Geheimniß ein so trauriges sei hatte er nicht geahnt. Er fragte leise: „und wie ist's mit meiner Pflegemutter?“

„Es kam endlich alles an den Tag“, antwortete Kunz, „deine Pflegemutter legte ein offenes Geständniß ab und wurde zu acht Jahren Arbeitshaus verurtheilt. Jetzt erst erfahre ich daß sie Mittel gefunden hat dich glauben zu machen sie sei nach Amerika ausgewandert.“

„Und Schneidewin?“

„Er war der Hauptschuldige, ihn trafen zehn Jahre Zuchthaus. Er hat die Strafe aber nicht angetreten, denn er hat sich im Gefängniß erhängt.“

Ehrenfried wandte sich ab. Diese Nachrichten waren zu schrecklich für ihn, sie trafen ihn so plötzlich, daß er einer geraumen Zeit bedurfte um sich zu sammeln. Kunz fühlte das und schwieg. Endlich drehte Ehrenfried sich herum und fragte weich: „und du, Kunz?“

„Du denkst“, erwiderte dieser, „daß ich Mitschuldiger bei der Diebshehlerei gewesen bin. Ach ich war's und war's doch auch wieder nicht. Ich bin so ohne alle meine Schuld in die Sache verwickelt worden. Wenn du mich anhören willst, sollst du erfahren wie ich hinein gekommen bin. Meine Aeltern habe ich niemals gekannt. Meine frühesten Erinnerungen aus der Kindheit knüpfen sich an einen Mann, der bald als Scheerenschleifer, bald als Kesselflicker im Lande umherzog und den ich auf seinen Zügen begleitete. Wie ich zu diesem Manne gekommen bin habe ich niemals erfahren, er selbst hat sich

niemals über sein Verhältniß zu mir ausgesprochen. Er brauchte mich zu allen kleinen Diensten und Handreichungen, deren ein Kind fähig ist. In meiner Erinnerung leben auch noch kleine, dunkle Stuben, wo wir übernachteten oder auch eine Zeit lang wohnten, und oft schlecht gekleidete Männer und Frauen, mit denen mein Herr verkehrte. Sie sprachen alle rothwelsch und da habe ich diese Sprache gelernt. Ich mochte vielleicht sieben Jahr alt sein, als wir in einem Dorfe unser Geschäft trieben. Da that ich einen unglücklichen Fall und brach ein Bein. Nun konnte ich nicht mit fort und doch wollte mich niemand aufnehmen, bis endlich der Schulmeister kam und mich in sein Haus tragen ließ, wo ich verbunden wurde. Mein Herr gab dem Schulmeister etwas Geld für meine Beköstigung und versprach in acht Wochen wieder durch das Dorf zu kommen und mich dann mitzunehmen. Allein es dauerte anderthalb Jahr ehe das geschah. Was ihn verhindert hat sein Wort früher zu halten weiß ich nicht, allein es war zu meinem Glücke. Der Schulmeister war ein wunderlicher, aber guter Mann. Als er merkte daß ich noch gar keinen Unterricht genossen hatte, meinte er das müsse nachgeholt werden. Schon als ich noch fest im Bette liegen mußte, fing er an mich lesen zu lehren. Da ich aber wieder aufstehen konnte, mußte ich mit in die Schule und am Unterrichte Theil nehmen. Ich faßte rasch und da der Schulmeister sich in den Abendstunden auch außer der Schule mit mir abgab, so lernte ich lesen, schreiben und etwas rechnen und bekam auch Begriffe von

der Religion und von den Geboten der Sittlichkeit, von dem Unterschiede zwischen Gut und Böse, zwischen Recht und Unrecht. Der Schulmeister war selbst arm, hatte selbst Kinder, meines Herrn Geld mochte nicht weit gelangt haben und so war es nicht mehr als billig daß ich in freien Stunden in Feld und Garten arbeiten mußte, so weit die Kräfte eines Knaben zureichten, was ich auch willig that. Uebrigens war ich über meine Jahre stark und kräftig und konnte schon ganz tüchtig zugreifen. Ach wenn ich mich an den guten Schulmeister erinnere, so erscheint mir die Zeit, die ich in seinem Hause zubrachte, als die schönste meines Lebens. Damals war ich zufrieden, ich konnte mich im Freien herum tummeln, ich hatte Schul- und Spielgefährten. Mir ist es nie wieder so wohl gegangen. Nach anderthalb Jahren kam der Scheerenschleifer wieder, bezahlte dem Schulmeister etwas Geld und nahm mich mit sich. Nachdem wir eine Zeit lang nach alter Weise herumgezogen waren, kamen wir nach Eichenwalde, wo wir bei Schneidewins einkehrten. Am dritten Tage unseres Aufenthalts war der Scheerenschleifer plötzlich verschwunden. Später habe ich erfahren daß er eines Diebstahls wegen gefangen gesetzt worden ist. Ich blieb nun bei Schneidewins. Anfangs brauchten sie mich als Laufburschen, später zur Bedienung der Gäste, mein Hauptgeschäft war aber immer allerhand Packete bald hierhin, bald dorthin zu tragen. Ich hatte anfangs kein Arg dabei, da aber öfters Männer kamen, mit denen Schneidewin sehr angelegentlich verkehrte, da

dieselben meist rothwelsch sprachen, was ich ja verstand und ich vieles von diesen Reden aufschnappte, so bekam ich bald einen Begriff von der Beschaffenheit des Verkehrs, den Schneidewin trieb. Hatte ich doch bei dem Schulmeister gelernt daß Stehlen unrecht sei. Mir ist das nun lange, ja eigentlich immerwährend im Kopfe herum gegangen und mir war immer als thäte ich selbst Unrecht. Indessen was wollte ich machen? Ich wußte nirgends hin. Als ich noch mit dem Kesselflicker herumzog, wurde dieser oft genug von Polizeidienern und Gensdarmen nach Paß und Papieren gefragt, oft sehr scharf ausgeforscht und eben nicht freundlich behandelt. Wenn ich auch von den Verhältnissen der Welt erst nach und nach richtige Begriffe bekam, so war mir doch so viel klar daß man Papiere haben mußte, um in der Welt fortzukommen und ich hatte vor der Polizei grenzenlose Scheu bekommen. So war mir nichts übrig, als bei Schneidewins zu bleiben, da ich nicht wußte wie ich von da fortkommen sollte, und auf der ganzen Welt keinen Zufluchtsort kannte. Was mich noch festhielt war die Freundlichkeit der Frau Schneidewin. Während ihr Mann rauh und unfreundlich war, während die Gäste mich schlecht behandelten, war sie gütig gegen mich. Zwar konnte sie auch streng sein, allein sie hat mich nie geschlagen, nie angefahren, dagegen sorgte sie für mich, sie gab mir immer ausreichende Kleidung und ließ mich in keiner Beziehung darben, auch hat sie mir oft freundliche Worte gesagt. So gewann sie meine Anhänglichkeit, die ich

ihr bis auf den heutigen Tag bewahrt habe. Nun denke dir meine Lage. Ich wollte gern gut sein, denn die Lehren meines braven Schulmeisters hatten sich mir tief eingeprägt, und doch war ich an den Umgang mit schlechten Menschen gefesselt. Ich ahnte daß sie mich zu ihren Zwecken brauchten, und konnte es doch nicht hindern. Nun muß ich dir sagen daß sie niemals etwas andres von mir verlangten als Bestellungen zu machen, über die sie mich selbst niemals aufklärten. Niemals ließen sie mich merken daß es sich bei meinen Aufträgen um gestohlene Sachen handelte. So fand ich mich mit meinem Gewissen ab. Ich war Kellnerbursche und besorgte als solcher Aufträge meines Herrn, von denen ich ahnte daß sie Unrecht enthielten, was ich aber doch nicht gewiß wußte. Ach Ehrenfried, ich habe damals und eigentlich mein Leben lang viel nachgedacht warum das so und jenes anders in der Welt wäre. Wenn ich über die Straße ging und sah andre Kinder gut gekleidet in die Schule gehen, fragte ich mich: warum dürfen die lernen und ich nicht? Warum wohnen sie in schönen Häusern und ich in einer finstern Wohnung? Warum verkehren sie fröhlich mit einander und ich habe niemanden, der mit mir freundlich ist? Und ich habe manchmal bittern Neid empfunden. So ging es mir auch als du zu uns kamst. Frau Schneidewin war so freundlich um dich besorgt, ganz anders wie um mich, du hattest bessere Kleider, konntest lernen, was warst du Besseres als ich, der ich arbeiten und laufen mußte und dafür schlecht be-

handelt, ja oft geschlagen wurde? Ich habe dich anfangs recht beneidet, Ehrenfried, ja beinahe gehaßt und manchmal ist mir der Gedanke gekommen dir einen Streich zu spielen. Als du aber zuweilen freundlich mit mir warst und mir Obst gabst, wurde das anders, ich gewann dich lieb. Mir war streng verboten mit dir zu verkehren, natürlich, du hättest durch mich etwas merken können. Darum war ich auch immer schlau, wenn ich dir begegnete. Als wir aber die Geschichte hatten mit den Jungen, die dich prügeln wollten, und als du nachher mit mir verkehrtest als wäre ich deines Gleichen, sieh, Ehrenfried, in's Feuer wäre ich für dich gegangen. Und du bist freundlich gegen mich geblieben, das bewiesest du, als du Student warst und mich aus dem Gefängnisse befreitest. Damals war ich auch ausgeschickt, um gestohlene Sachen in der Ferne in Sicherheit zu bringen, wie ich erst später erfahren habe. Ja, Ehrenfried, deine Freundlichkeit ist auch jetzt meine letzte Hoffnung."

Ehrenfried war seltsam bewegt von dieser Erzählung. Er reichte Kunz die Hand und sagte: „armer Schelm, dir ist das Schicksal nicht so freundlich gewesen wie mir. Wie aber kann ich dir helfen? Was kann ich dir nützen? Du bist in einer verzweifelten Lage."

Kunz erwiederte: „ich will es dir gleich sagen, aber erst laß mich weiter erzählen, daß du alles nach der Ordnung erfährst. Wie ich schon sagte, die Diebshehlerei bei Schneidewins kam heraus und wir wurden alle ins Gefängniß geworfen. Drei Monate habe ich gesessen.

Da ich aber nicht gestohlen, und da ich wirklich das ganze Treiben mehr vermuthet, als wirklich gewußt hatte, und da ich offen über alles Auskunft gab, was sie mich fragten, so kam ich frei. Sie rechneten mir die Untersuchungshaft als Strafe an, wie sie sagten. Nun war ich wol frei, was sollte ich aber beginnen? Schneidewin war todt, deine Pflegemutter auf dem Arbeitshause, ich hatte keine Zuflucht mehr. Ich mußte leben, also verdienen. Aber wie das machen? Gern hätte ich ein Handwerk gelernt, aber dazu war ich schon zu alt. Ich bot meine Dienste als Kellner an. Allein ich hatte drei Monate gesessen, ich war in der Diebsherberge gewesen, niemand nahm mich an, niemand traute mir. Ich ging nach der nächsten Stadt. Ach ich hatte keine Papiere, nirgends kam ich an. Ich hätte so gern gearbeitet, niemand gab mir Arbeit. Ich verstand auch nichts, ich hatte nichts als meine gesunden starken Arme. Diese waren denn doch etwas. Ich ging zunächst als Handlanger zu den Maurern. Die sind froh starke Bursche zu bekommen und fragen nicht nach Papieren und Zeugnissen. Eine Zeit lang habe ich auch bei den Eisenbahnen gearbeitet, die jetzt gebaut werden. Ich habe mich so durchgeschlagen, so gut ich konnte. Es ist mir zeitweise schlecht gegangen, ich habe zeitweise gehungert, aber ich bin doch ehrlich geblieben. Ich will nicht leugnen daß ich hier und da eine Rübe aus dem Acker gezogen oder Aepfel von einem Baume geschlagen habe, aber ich that's nur wenn ich sehr hungrig war und das wird mir wol nicht zu

hoch angerechnet werden. Vielleicht hätte ich in der Fremde eher etwas gefunden, allein ich konnte mich nicht entschließen fortzugehen. Frau Schneidewin saß im Arbeitshause. Sie hatte niemanden auf der Welt als mich. Wo du warst wußten wir nicht, und sie wollte um keinen Preis daß du ihr Schicksal erfahren solltest. So blieb ich denn immer in der Gegend von Eichenwalde, wo deine Pflegemutter ihre Strafe abbüßt. Aller zwei Monate durfte ich sie einmal besuchen. Das war dann immer ein Festtag für die arme Frau. Und immer fragte sie nach dir und immer konnte ich ihr keine Auskunft über dich geben, denn du warst uns ganz aus dem Gesichte gekommen. Sieh, darum blieb ich in der Gegend. In wenig Jahren hat sie ihre Zeit abgesessen. Wenn sie heraus kommt, was will sie machen? Sie ist dann in die siebenzig, und wenn sie dann niemanden hat, der sich ihrer annimmt, muß sie elend verkümmern. Ach sie nimmt recht ab. Das letzte Mal, als ich sie sprach, sah sie recht elend aus. Sie sagte: sie würde es nicht lange mehr machen. Das Gefängniß zehre an ihr. Ihr einziger Wunsch sei noch etwas von dir zu erfahren. Nun traf es sich seltsam daß ich vor acht Tagen in einem Wirthshause saß, wo noch andere Handlanger waren, darunter zwei, von denen wir wußten daß sie auf dem Zuchthause gewesen. Die sprachen zusammen und so von fern hörte ich deinen Namen nennen. Ich horchte auf und erfuhr daß du hier im Gefängniß Prediger seist und daß du die Gefangenen freundlich und milde be-

handelst. Ich hätte aufspringen können vor Freude. Wußte ich doch wo du warst. Und da schoß mir der Gedanke durch den Kopf: Frau Schneidewin geht im Gefängniß zu Grunde. Vielleicht ist sie noch zu retten, wenn sie herauskommt, wenn sie begnadigt wird. Ein Gnadengesuch kann aber niemand besser einreichen, als Ehrenfried. Erst wollte ich dir schreiben. Aber ich brachte es nicht fertig dir alles so klar auseinander zu setzen. Da entschloß ich mich rasch und machte mich auf den Weg dich selber aufzusuchen."

„Also zu mir hast du gewollt", sagte Ehrenfried, „um meinetwillen bist du hierher gekommen?"

„Wie ich dir sage", antwortete Kunz, „und nun bin ich so ins Unglück gerathen."

„Aber sage mir nun", rief Ehrenfried, „du sprichst du seiest unschuldig, wie kann man dich verhaften, dich eines Verbrechens anklagen?"

„Es ist schon begreiflich", antwortete Kunz, „der Teufel hat sein Spiel gehabt. Ich war gestern spät Abends bis an ein Wäldchen gekommen, das eine Stunde von hier liegt. Da es schon so spät war, mochte ich dich nicht noch gestern aufsuchen, Geld hatte ich nicht mehr um einkehren zu können, so beschloß ich denn in jenem Wäldchen zu übernachten, habe ich doch oft genug im Freien geschlafen. Als ich so durch die Büsche kroch und mir ein gutes Plätzchen suchte, stolperte ich über eine Baumwurzel und fiel tüchtig hin, wobei ich einige Schrammen in das Gesicht und einen tiefern Riß bekam,

der tüchtig blutete. Indessen schlief ich ganz gut, denn ich war sehr müde und schlief auch ein Stück in den Tag hinein, denn ich wollte dich auch nicht so früh heimsuchen. So war denn etwa die neunte Stunde heran gekommen, als ich mich aufrappelte und nach der Stadt weiter wollte. Da höre ich einen fürchterlichen Hülferuf. Ich dränge mich durch die Büsche zu sehen was es gebe und erblicke kaum hundert Schritte von mir auf einem Feldwege zwei Männer, die mit einander ringen. Der eine war ein Reisender, der seinen Rock ausgezogen hatte und ihn am Stocke über dem Rücken trug, der andere war ein Kerl in einem grünen Kittel, just wie der meinige. Ehe ich mich noch besinnen konnte was ich thun solle, war der Reisende zu Boden geworfen, der Kerl kniete neben ihm nieder und durchsuchte seine Taschen. Nun wollte ich vorspringen, wollte dem Angefallenen zu Hülfe eilen, da bemerkte ich von der Landstraße her einen Gensdarmen, der in vollem Laufe auf die beiden zusprengte. Ich stutzte und hielt mich zurück. Indem hatte der Kerl den Gensdarmen auch bemerkt, er sprang auf, ergriff den Rock des Angefallenen und floh nach dem Wäldchen gerade auf die Stelle zu, wo ich stand. Der Gensdarm setzte ihm nach. Da warf der Kerl den Rock, der ihn im Laufen hinderte von sich und sprang in die Büsche. Mich überfiel die Furcht ergriffen zu werden und ich beging die Dummheit davon zu laufen, und zwar nach der entgegengesetzten Seite. Der Gensdarm, der den Räuber in den Büschen aus den Augen

verloren hatte und sah daß ich davon lief, nahm mich für jenen und setzte mir nach. Zwar konnte er mit dem Pferde mir in den Büschen nicht nachkommen, allein das Wäldchen war so klein, daß er es zu übersehen vermochte. So wie ich mich herauswagte, mußte er mich mit seinem Pferde einholen. Er hielt daher in einiger Entfernung an und winkte einigen Männern zu, die mittlerweile auf der Straße daher kamen, diese folgten seinem Winke, vernahmen was geschehen und begannen das Wäldchen zu durchsuchen. Zwar kroch ich unter einen Busch, allein sie fanden mich und schleppten mich hinaus. Was half mir mein Leugnen? Alles sprach gegen mich, ich war ja auf frischer That ergriffen. Da lag der Rock des Erschlagenen, dicht an der Stelle, wo mich der Gensdarm zu Gesichte bekommen hatte. Ich trug einen ähnlichen Kittel wie der entflohene Räuber, meine Wunde von gestern Abend fing frisch an zu bluten, meine Kleider waren voll Blut geworden, der Gensdarm mußte glauben daß ich der Mörder sei. Die Männer, die mich ergriffen hatten, gingen zum nächsten Dorfe, um Anzeige zu machen und die Gerichtspersonen zu rufen, damit der Erschlagene aufgehoben werde. Der Gensdarm aber legte mir Handschellen an, band mich mit einem Stricke an den Steigbügel seines Pferdes und brachte mich hierher. Ach Ehrenfried, das war schrecklich. Am Thore hielt der Gensdarm und sprach mit den Steueraufsehern, denen er die ganze Geschichte erzählte. Die Männer brachen in laute Verwünschungen gegen mich aus, Neu=

gierige traten hinzu, Kinder hatten alles gehört und liefen voraus in die Stadt die Nachricht zu verbreiten daß ein Mörder eingebracht werde. Als ich nun durch die Straßen geführt wurde, liefen aus allen Häusern die Menschen zusammen, zu allen Fenstern guckten neugierige Köpfe heraus und lautes Schimpfen begleitete mich auf meinem Wege. Nun bin ich hier und bin verloren, wenn du mich nicht rettest."

„Kunz, armer Kunz", sagte Ehrenfried, „wie kann ich dich retten?"

„„Ich weiß, es ist etwas Ungeheures, was ich von dir verlange, und doch muß ich es thun, denn sonst bin ich verloren. Ich ließ dich bitten zu mir zu kommen. Du bist da. Die Sonne ist untergegangen, die Dämmerung bricht herein. Gib mir deine Kleider. Ich ziehe sie an, du pochst, der Schließer öffnet, ich gehe hinaus, ich ahme deinen Gang nach, in der Dämmerung wird man mich nicht erkennen, der Schließer am Thore wird mich für dich halten und mir aufschließen, ich komme hinaus und bin gerettet.""

„Bedenke, Kunz, das ist gegen meine Pflicht. Ich gehöre zu den Angestellten des Hauses, wie kann ich einem Gefangenen zur Flucht verhelfen?"

„„Ich weiß alles was du mir sagen kannst, sie werden dir eine Gefängnißstrafe zuerkennen, es ist ein ungeheures Opfer, das du für mich bringen sollst, aber du rettest mir das Leben.""

„Mein Gott so schlimm steht es noch nicht. Du bist ja unschuldig. Das wird an den Tag kommen."

„„Niemals. Der Gensdarm kann mit gutem Gewissen beschwören daß er mich als Mörder gesehen und ergriffen hat. Der weggeworfene Rock zeugt gegen mich, meine blutigen Kleider zeugen gegen mich, die frischen Wunden in meinem Gesichte zeugen gegen mich. Muß nicht der Unbefangenste glauben daß ich sie im Ringen mit dem Erschlagenen bekommen habe? Nie kann ich meine Unschuld beweisen. Sie müssen mich verurtheilen, werden mir den Kopf herunter schlagen — und ich bin noch so jung, ich kann noch nicht sterben. Im günstigsten Falle werfen sie mich lebenslänglich in Ketten und das ist schlimmer, als der Tod. Und bedenke deine alte Pflegemutter. Wenn sie heraus kommt, hat sie niemanden, der ihr zur Hand geht. Rette mich, Ehrenfried, du mußt mich retten.""

Kunz hatte mit immer wachsender Angst gesprochen, Ehrenfried war erschüttert. Allerdings lagen die Umstände so ungünstig für Kunz, daß seine Verurtheilung nicht zu bezweifeln war. Als nun Kunz ihn daran erinnerte, daß er als Knabe, nachdem er aus den Händen seiner Mitschüler gerettet war, versprochen hatte alles zu thun, was jener von ihm verlangen würde, konnte er nicht mehr widerstehen. Hier galt es einem Menschen das Leben zu retten, das erschien ihm als Pflicht.

Ehrenfried tauschte mit Kunz die Kleider und der vorher besprochene Plan wurde ausgeführt. Er gelang vollkommen, Kunz entkam glücklich.

Ehrenfried blieb die Nacht im Gefängnisse, um die Sache nicht zu früh bekannt werden zu lassen, damit Kunz

für seine Flucht einen guten Vorsprung gewinne. Am andern Morgen brachte der Gefängnißwärter dem Gefangenen das Frühstück. Er war sehr erschrocken, als er statt des eingebrachten Mörders Ehrenfried erkannte. Auf Fragen und Erklärungen ließ er sich gar nicht ein, sondern lief gleich wieder fort um Anzeige zu machen. Nach länger als einer Stunde kam dann der Director selbst in das Gefängniß. Er war sehr ernst, fast barsch, nie hatte er gegen Ehrenfried so den Beamten, den Vorgesetzten gezeigt. Dieser erzählte mit der größten Offenheit alles, berichtete was ihn bewogen habe dem Gefangenen fortzuhelfen und verbürgte sich für dessen Schuldlosigkeit. Der Director wurde milder gestimmt und sagte: „Sie sind da in einen bösen Handel gekommen. Als mir die Nachricht von der Entweichung des Gefangenen gebracht wurde, war meine erste Pflicht dem Gerichte Anzeige zu machen, damit Steckbriefe erlassen, überhaupt die Verfolgung eingeleitet würde. Das Gericht hat nun zugleich Ihre Gefangenhaltung verfügt und man wird Ihnen den Proceß machen."

„Ich bin darauf gefaßt", entgegnete Ehrenfried, „daß ich für meine ungesetzliche Handlung Strafe tragen muß. Indem ich diese auf mich nehme, beweise ich eben daß weder Leichtsinn, noch unedle Beweggründe mein Benehmen geleitet haben."

Der Director verfügte darauf daß Ehrenfried in ein anderes besseres Gefängniß geführt würde und erlaubte daß dieser sich alle gewünschten Bequemlichkeiten bringen lassen durfte.

Der Gefangene fühlte sich nicht sehr gedrückt. Seiner Ueberzeugung nach hatte er eine gute That verübt und je schwerer das Opfer war, das er dafür brachte, desto mehr hob sich sein Selbstbewußtsein. Als daher sein väterlicher Freund, Magister Blume ihn besuchte, äußerte er scherzend: es sei sein eigenthümliches Schicksal von Zeit zu Zeit eingesperrt zu werden und er müsse das in Ergebung tragen. Magister Blume war voll tiefer Wehmuth über den Vorfall. Als ihm Ehrenfried alles erzählt hatte, konnte er dessen Handlungsweise zwar nicht mißbilligen, allein er meinte: dieser Vorfall werde dem jungen Manne mehr Schaden verursachen, als sich jetzt voraussehen lasse.

Ehrenfried ließ sich Bücher und Schreibgeräthe in das Gefängniß bringen und studirte fleißig. Wenn der Schließer ihm das Frühstück brachte, lag jedes Mal ein Sträußchen dabei. Der Gefangene fragte von wem das komme, der Schließer hatte Schweigen gelobt. Ehrenfried rieth hin und her: wer ihn durch diese Aufmerksamkeit zu erfreuen suche — war es der Magister Blume, waren es Gefangene, denen er freundlich gewesen war oder Beamte des Gefängnisses, denen er Gefälligkeiten erwiesen hatte, denn er war allgemein beliebt — er konnte es nicht heraus bekommen. Daß es zarte Hände waren, die in sein Gefängniß die duftenden Blumen sandten fiel ihm nicht ein.

Am sechsten Tage seiner Gefangenschaft berichtete ihm Magister Blume, der ihn täglich besuchte, daß einige

günstige Umstände eingetreten seien. Zuerst war der Angefallene nicht getödtet, sondern durch seine Wunden nur betäubt worden und befand sich in der Besserung. Zweitens hatte sich die Schuldlosigkeit Kunzens herausgestellt. Der wirkliche Räuber hatte die Uhr, die er seinem Opfer abgenommen hatte, verkaufen wollen und war dabei angehalten worden. Nach längerem Leugnen hatte er dann endlich gestanden. Die Steckbriefe gegen Kunz waren darauf zurückgenommen worden. Da Ehrenfried somit wirklich einen Unschuldigen befreit hatte, erschien seine That in einem milderen Lichte. Am neunten Tage kam endlich der Director zu ihm und kündigte ihm seine Freiheit an. Er selbst so wie Magister Blume hatten sich auf das Wärmste für ihn verwandt. Zu seinen Gunsten fiel der Umstand schwer in das Gewicht daß er noch nicht förmlich angestellt und vereidet war, daß er also bei günstiger Auslegung seinen Amtseid nicht gebrochen hatte. Das Gericht rechnete ihm die erlittene Untersuchungshaft als Strafe an und sah von weiterer Verfolgung gegen ihn ab. Aber davon konnte nicht die Rede sein daß er dereinst der Nachfolger Blumes werden könne. Er mußte seine Stellung aufgeben. Ehrenfried empfand das schmerzlich, es erschien ihm als ein weit größeres Opfer wie die Haft, die er erduldet. Auch der Director erklärte daß er ihn ungern scheiden sehe. Magister Blume dagegen sagte ihm: „auf der einen Seite werde ich Sie schmerzlich vermissen, und ich finde nicht leicht wieder einen Mann, der so auf meine An-

schauungen eingeht, wie Sie es gethan haben und noch ferner gethan haben würden. Auf der andern Seite aber verhehle ich mir nicht daß Ihre Stellung eine harte Aufgabe gewesen sein würde und daß Sie vielen Freuden des Lebens hätten entsagen müssen. Bei Ihrer Jugend wäre das ein großes Opfer gewesen. Als ich hier eintrat war ich nahe an fünfzig Jahre, die Jugend mit ihren Freuden lag hinter mir und so wurde es mir leicht mein Leben nur Unglücklichen zu widmen. Das Geschick wird Ihnen sicher die Stellung anweisen, wo Sie andern nützen und doch auch selbst Ihr Leben genießen können."

Ehrenfried beschloß nun wieder nach der Residenz zu gehen, um dort sich nach einer Stellung umzusehen. Eins lag ihm vorher noch auf dem Herzen, die Begnadigung seiner Pflegemutter zu erwirken. Er sprach darüber mit dem Director. Dieser aber sagte ihm: „ein Begnadigungsgesuch einzureichen sind Sie jetzt nicht der rechte Mann. Ein solches Gesuch wird von dem Ministerium begutachtet, und dort ist Ihre letzte That sicher bekannt geworden. Sie stehen deßhalb bei dem Ministerium in schlechtem Lichte. Ueberlassen Sie die Sache mir. Ich kenne den Director des Gefängnisses, in dem Ihre Pflegemutter in Haft ist, und werde mich mit ihm in Verbindung setzen. Kann ich ihn zu einem günstigen Berichte über die Gefangene veranlassen, so ist eine Begnadigung eher zu hoffen."

Ehrenfried machte sich zur Abreise fertig. Er erhielt gleichsam als Gehalt eine kleine Summe Geldes, die ihn

in den Stand setzte seine Reise mit der Post zu machen. Er verabschiedete sich von dem Director, der ihn mit dem alten Wohlwollen entließ. Er wollte sich auch von Brunhilden verabschieden, allein sie war nicht zu sprechen. Ein leichtes Unwohlsein fesselte sie an das Zimmer. Recht schwer ward es ihm von dem Pfarrer Blume zu scheiden, an dem er mit liebender Verehrung hing, und der ihn mit den herzlichsten Segenswünschen entließ.

Als der Postwagen aus dem Thore der Stadt war und nach der Landstraße einbog, wo ein kleines Lustwäldchen lag, bemerkte Ehrenfried eine verschleierte Dame, die stehen blieb und mit ihrem Taschentuche wie zum Abschied wehte. Galt dieser Gruß ihm? Er wußte es nicht. Die Dame schien die Gestalt Brunhildens zu haben.

12.

Oswald war in der Papierfabrik geblieben und machte sich mit Eifer an das ihm übertragene Geschäft.

Eine Bibliothek zu ordnen und dann einen Katalog zu machen ist eine mühselige, aber nicht unangenehme Arbeit. Sie ging Oswald rasch von der Hand, so daß er schon nach einem Monat übersehen konnte wie er in etwa drei Wochen fertig sein würde. Da meinte er denn daß ihm die Arbeit zu rasch von der Hand gegangen wäre, denn war sie vollendet, hatte er keinen Vorwand mehr auf der Papiermühle zu bleiben und er mußte scheiden. Dieses Scheiden aber erschien ihm bald

unmöglich, bald als der Verlust seines ganzen irdischen Glückes. Als er anfangs nicht auf den Vorschlag des Herrn Fels eingehen wollte, hatte er ganz richtig gefühlt. Die Liebe zu Luitgard, die damals eben angefangen hatte zu blühen, war in den vier Wochen seines Aufenthaltes zur verzehrenden Leidenschaft geworden. Er sah das Mädchen des Morgens, des Mittags und während der herrlichen Sommerabende. Ihr freundlicher Morgengruß beglückte ihn für den ganzen Tag, und die Stunden des Abends, die er in ihrer Gesellschaft verleben konnte, boten ihm die reinste Seligkeit. Er durfte mit ihr auf dem Wasser fahren, er durfte mit ihr den Wald durchstreifen, er durfte ihr vorlesen. Er las schön und sie hörte ihm so gern zu. Ihre sinnigen Gespräche, ihre einfache Natürlichkeit und die freundliche Güte, die herzliche Unbefangenheit ihres Benehmens gegen ihn bezauberten ihn. Sein erster Gedanke am Morgen war Luitgard, der letzte wenn er entschlief war Luitgard Er sann fortwährend wie er ihr eine Freude machen, wie er ihr einen Dienst leisten könne, und wenn sie ihn dankbar anlächelte, fühlte er sich selig. Doch neben dieser Seligkeit lagen auch manche Stunden der bittersten Qual. War sie einmal verstimmt, war sie nur ernster als gewöhnlich, so bezog er das auf sich. Er meinte sie gekränkt zu haben, er fürchtete ihr zu mißfallen, in ihrer Gunst gesunken zu sein und fühlte sich dann unglücklich. Kam ein Besuch in das Haus, was nicht selten geschah, war der Besuchende ein Mann und Luitgard empfing

ihn freundlich, lachte, scherzte mit ihm, so erfaßte ihn die bitterste Eifersucht. Ja selbst wenn sie gegen Frauen herzlich war, berührte ihn das unangenehm, er meinte jeder freundliche Blick aus ihren lieben Augen, der ihn nicht traf, sei ihm entgangen, ihm vorenthalten worden. Kamen dann gar die Stunden, wo der Verstand einmal vermochte sein Recht geltend zu machen, so erfaßte ihn bittere Verzweiflung. Er konnte sie ja nie erringen. Er, der arme wandernde Schauspieler durfte ja niemals wagen um das einzige Kind des reichen Mannes zu werben. Der Gedanke war ja Wahnsinn. Ihm schien es daß er des herrlichen Mädchens gar nicht würdig sei. Also mußte er sich von ihr trennen. Der Gedanke war entsetzlich. Und wenn er fort ist, wird über kurz oder lang ein andrer kommen, und ihr Herz gewinnen und sie heimführen — in dem Gedanken lag die Hölle. So fühlte er die ganze Seligkeit und die ganze Qual einer ersten Liebe. So begriff er die Worte des Liedes:

„Freudvoll
Und leidvoll
Gedankenvoll sein,
Langen
Und bangen
In schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend
Zum Tode betrübt,
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt!"

Ja, glücklich allein die Seele, die liebt. Außer der Liebe kein Glück — und dieses Glück war ihm nicht be-

schieden. Zwar hatte er zuweilen schöne Träume voll Hoffnung. Er sah sich als bedeutenden, berühmten Künstler, überhäuft mit Ehre und Gold. Als solcher wäre er ihrer würdig gewesen. Aber bei ruhiger Ueberlegung verschwanden diese Träume in ihr Nichts. Bisher hatte er noch nicht einmal erreicht bei einem stehenden Theater angestellt zu werden. Wie weit war der Weg bis er es zu einer hervorragenden Stellung in der Kunst bringen konnte. Würde Luitgard bis dahin warten? Durfte er es ihr nur zumuthen?

Wenn er dann bei ihr saß auf dem Hügel im Garten, wenn er ihr vorlas und mit der tiefsten Empfindung die Gefühle eines liebenden Herzens vortrug, überschlich ihn wol der Gedanke der Trennung und er mußte seine Thränen gewaltsam zurückhalten. Und schaute sie ihn dann sinnend freundlich an, so klopften seine Pulse, er hätte vor ihr niederstürzen mögen und ihre Kniee umfassen, er hätte sie in seine Arme ziehen und sie mit Küssen bedecken mögen, und es kostete ihm gewaltigen Kampf äußerlich ruhig zu bleiben. „Himmelhoch jauchzend zum Tode betrübt."

Eines Tages sagte sie zu ihm: „Sie sehen blaß aus, lieber Horst, gewiß arbeiten Sie zu viel. Der Bücherstaub muß Ihnen schädlich sein. Strengen Sie sich nicht zu sehr an, es ist ja gleichgültig ob die Bibliothek ein paar Wochen früher oder später in Ordnung kommt."

Wie wohl thaten ihm diese Worte. Sie war besorgt um ihn. Das erfüllte ihn mit Lust. Sie wollte

ihn noch länger bei sich sehen! Welche herrliche Aussicht! Und doch — hieß es nicht seine Qual verlängern, wenn er noch weiter blieb? Seine Qual, aber auch seine Seligkeit. „Langen und bangen in schwebender Pein.“

Sein Verstand rief ihm zu: „fliehe, du wirst mit jedem Tage unglücklicher.“ Aber er liebte und zu einem Liebenden spricht der Verstand umsonst. Er blieb, er machte seine Arbeit langsamer, er hielt sich häufiger in der Papierfabrik auf, bekümmerte sich um die Art und Weise wie das Papier gemacht wurde. Da man auch farbiges Papier erzeugte, so untersuchte er die Farbstoffe. Er besaß als Mediciner hübsche chemische Kenntnisse, er vermochte die Farbstoffe zu beurtheilen, ob sie echt oder verfälscht waren. Er schlug sogar neue Versuche vor, die vortrefflich gelangen. Dadurch erwarb er sich einen neuen Stein im Brete bei Herrn Fels, der seine Fabrik mit Lust und Liebe betrieb und ihn häufig um Rath fragte.

So schwanden abermals einige Wochen dahin. „Freudvoll und leidvoll.“ Der August war herangekommen. Oswald hatte sich brieflich um Engagement beworben und auch ein ziemlich gutes bei einem kleinen Hoftheater erhalten, wo er aber zum ersten September eintreffen mußte. Seine Bibliothek war auch bald in Ordnung, die Stunden seines Aufenthalts waren gezählt. Ach wie unendlich rasch vergingen jetzt die Tage! Wie rasch brach der Abend herein! Noch acht, noch sieben, noch sechs Tage bis zum Scheiden. O das ist ein trauriges Zählen!

Noch sechs Tage waren es, die er bleiben konnte. Da endlich entdeckte er Luitgard daß seine Abreise nahe sei, er hatte es ihr bis dahin verschwiegen, weil er es nicht wagte von dem Abschiede zu sprechen. Sie sah ihn lange an und sagte dann leise: „wenn Sie gehen müssen, können wir Sie nicht halten. Aber ich glaube wir werden Sie sehr entbehren. Auch der Vater. Wir sind so an Sie gewöhnt.“ Ach es gab ja ein Mittel ihn auf ewig zu fesseln! Aber das eine Mittel war ja eben nicht anwendbar!

Am andern Tage war Jahrmarkt in Weidendorf.

Luitgard wollte da einige Einkäufe machen und bat ihn, sie dahin zu begleiten. Wie gern that er das. Sie fuhren beide allein nach dem Städtchen in einem kleinen Wagen mit Ponies bespannt, die er lenkte. Luitgard hatte in Weidendorf vielerlei Einkäufe und Bestellungen zu besorgen, so daß die Sonne schon sehr tief stand, als sie fertig war. Da sie endlich abfahren wollte, deutete Oswald bedenklich auf schwere Gewitterwolken, die näher und näher kamen und sprach die Furcht aus daß sie ganz durchnäßt werden würden, wenn das Wetter sie ereile, da der kleine offne Wagen gar keinen Schutz bot. Er hielt es für besser zu warten bis das Gewitter vorüber sei. Luitgard dagegen war der Meinung sie würden noch vor Ausbruch des Regens nach Hause kommen, da die Pferde sehr gut liefen. Wenn schon der Vater dem Mädchen in allem zu Willen war, um wie viel mehr Oswald. Sie fuhren also ab. Aber kaum waren sie eine

Viertelstunde gefahren, als sich der Wind erhob, große Tropfen begannen zu fallen und ein jäher Blitz erschreckte die Pferde so, daß sie zurückprallten und nur mit Mühe zu halten waren. Oswald rief: „wenn die Pferde so vor dem Blitze scheuen, können wir das größte Unglück haben. Was thun wir? Zum Umkehren ist es zu spät, und jeden Augenblick können wir vom Regen überrascht werden.“

„Ich hab's“, erwiederte Luitgard, „biegen Sie hier rechts in den halb verwachsenen Weg ein, da finden wir Schutz.“

Oswald gehorchte und lenkte den Wagen in einen Weg, der sich durch die Büsche nach den Bergen zu schlängelte und der wenig mehr befahren zu sein schien. Nach hundert Schritten etwa kamen sie an die Trümmer eines verfallenen Burghauses.

„Hier ist es“, sagte Luitgard, von diesen Trümmern ist ein Keller noch ziemlich erhalten, der in den Berg hinein gebaut ist, er wird uns Schutz geben.“ So war es auch. Oswald half dem Mädchen vom Wagen, und führte sie in den Keller, der ziemlich tief in den Berg hinein ging, dann spannte er die Pferde aus und leitete sie gleichfalls in den Vordergrund des Kellers, wo er sie festband, den Wagen aber schob er unter eine überhängende Mauer, wo er ziemlich vor dem Regen geschützt war. Dann ging er zu Luitgard, die sich ganz in den Hintergrund des Kellers zurückgezogen und da auf einen Stein gesetzt hatte. Indem brach das Gewitter in

seiner ganzen Heftigkeit los. Oswald setzte sich zu Luitgards Füßen auf einen niedrigen Stein und beide schwiegen eine Zeit lang. Es war ganz dunkel geworden, man konnte die Hand vor Augen nicht sehen. Nur wenn ein Blitz auf einen Augenblick das Gewölbe erhellte, erblickte er das Mädchen, das mit gefalteten Händen wie andächtig dem Toben des Wetters lauschte. Er wagte nicht das Schweigen zu unterbrechen, sie aber sagte nach langer Pause: „mir ist ein Gewitter stets eine erhebende Erscheinung. Die tobenden Kräfte, die sich bekämpfen, die manchmal so verheerend wirken und im Allgemeinen doch Segen verbreiten, zeigen uns die Gewalt der Natur. O wer diese Kräfte beherrschen, lenken könnte!"

„Seltsamer Gedanke", erwiederte Oswald, „wir haben kaum die Kraft uns vor diesen Kräften zu bergen, wer vermöchte sie zu beherrschen?"

„Erhebt uns nicht die Phantasie des Dichters, ja der Glaube des Volkes, die sich im Märchen aussprechen, zu dieser Macht? Gibt es nicht im Märchen höhere Wesen, die mit übermenschlicher Macht ausgerüstet, den Elementen gebieten? Sie werden vielleicht lachen und doch muß ich Ihnen gestehen daß ich mich oft in diesen phantastischen Träumen gewiegt habe. Vor einigen Jahren führten wir zu meines Vaters Geburtstage ein Festspiel auf, das Konradine gedichtet hatte. Mir war darin die Rolle einer Fee zugefallen. Ich habe mich oft in der Phantasie in das Wirken dieser Fee versetzt. Wie herrlich müßte eine überirdische Macht sein, mit der man be-

glückend wirken könnte. Wenn man vermöchte dem Blitz seine Bahn anzuweisen, daß er die Wohnungen oder das Leben der Menschen verschont, wenn man vermöchte den Sturm abzulenken von seinem verheerenden Wege, den überschwemmenden Wellen der Ströme zu gebieten! Und wenn man den Regen und Sonnenschein auf die Felder der Menschen lenken, wenn man Kranke heilen, Traurigen Trost in den Busen gießen, Unglücklichen helfen könnte. O eine solche segnende Fee zu sein, die überall Glück verbreitet wäre eine himmlische Aufgabe."

Das Gewitter hatte sich verzogen, nur ein leiser Regen plätscherte noch in den Büschen, die untergehende Sonne brach durch die Wolken und einer ihrer letzten Strahlen fiel auf Luitgard, deren Züge in schöner Erregung leuchteten. Sie erschien in diesem Augenblicke Oswald wirklich wie eine verklärte Fee, das Gefühl übermannte ihn, er ergriff eine Hand des Mädchens und bedeckte sie mit heißen Küssen. Sie sprang von ihrem Sitze auf, er gleichfalls, sie trat auf einen Stein und schwankte, er hielt sie fest, er konnte sich nicht mehr beherrschen, er rief: „o Luitgard", und drückte einen heißen Kuß auf ihren Mund. Hocherröthend wandte sie sich von ihm. Er fühlte sich wie vernichtet. Ihm war als hätte er ein Verbrechen begangen. Er hatte die Einsamkeit benutzt sich ihr zu nähern. Mit arglosem Vertrauen war sie mit ihm in das Gewölbe gegangen — und er hatte sie dreist in die Arme gefaßt. Er vermochte kein Wort zu seiner Vertheidigung hervor zu brin-

gen. So standen beide eine Weile, endlich sagte Luitgard leise: „der Regen ist vorüber, wir können nach Hause fahren.“

Ohne ein Wort zu erwiedern ging Oswald vor, schob den Wagen auf den Weg und schirrte die Pferde an. Sie stieg ein, er wagte nicht ihr die Hand zur Hülfe zu bieten, nahm die Zügel und fuhr davon. Auf dem Heimwege sprachen beide kein Wort. Als sie angekommen waren, zog sich Luitgard zurück, um sich umzukleiden, kam aber nicht wieder zum Vorschein. Oswald war zerknirscht. Er hatte sie beleidigt, hatte ihr jungfräuliches Gefühl verletzt, er konnte es nicht wagen ihr wieder vor die Augen zu treten. Sein Entschluß war bald gefaßt. Er wollte fort. Rasch packte er seine Sachen ein und warf sich dann auf sein Lager. Mit Aufgang der Sonne wollte er von dannen. Lange aber floh der Schlaf seine Augen. Immer und immer malte er sich in Gedanken den seligen Augenblick aus, wo er die süße Gestalt in seine Arme geschlossen hatte, und immer wieder empfand er die bitterste Reue über seine Dreistigkeit. Nun mußte er fort ohne sie noch einmal zu sehen, ohne ein freundliches Wort des Abschiedes von ihr, mit dem Bewußtsein daß die ihm zürne, für deren Lächeln er in die größte Gefahr gegangen wäre. Erst gegen Morgen überfiel ihn ein unruhiger Schlummer. Als er erwachte stand die Sonne schon ziemlich hoch, schon regte es sich im Hause, schon begann die Arbeit in der Fabrik. Doch er kannte die Gänge und Thüren und hoffte noch unbemerkt da-

von zu kommen. Er schrieb auf einen Bogen Papier das einzige Wort „Verzeihung“, und legte es auf den Tisch, dann ergriff er sein Ränzchen und schlich sich aus dem Hause, durch den Garten nach dem Waldwege. Wo der Fluß eine Biegung macht war der letzte Punct, von dem aus man die Fabrik sehen konnte. Da blieb er stehen, da schaute er noch einmal zurück auf den Garten und das Haus, wo sie weilte, wo er so selige Stunden genossen hatte, von wo er auf immer verbannt war. Der Abschied war bitter, sehr bitter und langsam floß ihm Thräne für Thräne über die Wangen. Lange konnte er sich von dem Puncte nicht trennen. Noch einen Blick und noch einen warf er auf das stille freundliche Thal, das sie barg, für die er gern sein Leben gelassen hätte, endlich ermannte er sich und ging weiter. Wie kalt und nichtssagend kam ihm die Welt vor. Leute begegneten ihm, die ihm einen guten Morgen boten. Wie rauh klangen diese Stimmen. Seit Wochen war er gewöhnt von ihren Lippen den süßesten Gruß zu hören. Der Himmel war so einförmig blau, und schaute ihn so gleichgültig an. Wie anders war das Blau ihrer Augen, aus dem ihm ein ganzer Himmel angeschaut hatte. Und so wanderte er weiter Stunde um Stunde, und er fühlte sich recht unglücklich.

Der Körper forderte endlich sein Recht. Er war müde, er mußte ruhen. Mitten im Walde, wo der Fußweg, den er ging, in die Landstraße einmündete, stand ein einsames Wirthshaus. Da kehrte er ein und ließ sich zu trinken geben. Es war still in dem Wirthshause, er

der einzige Gast in der Gaststube. Still saß er da und wurde nicht müde alle die Einzelnheiten seines Lebens auf der Papiermühle vor seiner Erinnerung vorüberziehen zu lassen.

Plötzlich hörte er das Rollen eines Wagens, der vor dem Hause hielt. Stimmen wurden im Hause laut, sein Herz klopfte heftig, die eine Stimme kannte er. Und er hatte sich nicht getäuscht. Die Thüre öffnete sich, Herr Fels trat ein. Oswald sprang betroffen empor, Herr Fels aber rief heftig: „habe ich Sie doch erwischt! Schämen sollten Sie sich, Herr, bei Nacht und Nebel aus meinem Hause davon zu laufen, das Ihnen die freundlichste Gastfreundschaft geboten hat!“

„Wenn Sie meine Gründe kennten“, stotterte Oswald.

„Was können Sie für Gründe haben“, sagte der Alte, „heimlich fortzugehen nachdem Sie gestohlen haben!“

„Gestohlen“, rief Oswald heftig, „welcher Verdacht!“

„Ja, gestohlen haben Sie“, sagte der Alte, „aber ich jage Ihnen Ihren Raub wieder ab.“

„Herr Fels“, erwiederte Oswald sich zur Ruhe zwingend, „Sie haben mir die schönste Gastfreundschaft bewiesen, deßhalb verzeihe ich Ihnen Ihre Heftigkeit. Aber den Verdacht eines Verbrechens darf ich nicht auf mir haften lassen.“

„Sie wollen noch leugnen“, antwortete Herr Fels, „das geht zu weit.“

„So reden Sie endlich“, rief Oswald, „was soll ich gestohlen haben?“

„Das Herz meiner Luitgard", sagte der Alt: „wollen Sie das in Abrede stellen?"

Oswald stand erstarrt. Er wußte nicht was er sagen sollte. Wenn ihn der Vater mit Recht beschuldigte, dann liebte ihn ja Luitgard. Das war ja mehr als er je zu hoffen wagte. Aber warum kam ihm der Vater nach? Um ihn zur Rede zu stellen? Um ihm Vorwürfe zu machen?

Herr Fels fuhr fort: „wollen Sie leugnen daß Sie meine Tochter lieben?"

„Nein, nein, ich leugne es nicht", rief Oswald, „ich liebe Sie über alles, ich kenne nichts als sie, jeder meiner Gedanken gehört nur ihr."

„Warum laufen Sie denn da fort", fragte der Alte.

„„Weil ich die Qual nicht länger ertragen konnte das herrliche Mädchen täglich zu sehen und ihr fern bleiben zu müssen.""

„Warum mußten Sie denn das? Konnten Sie nicht eine Annäherung versuchen? Etwa wie gestern Abend im Keller? Vielleicht wäre Ihre Annäherung gut aufgenommen worden."

Oswald starrte den alten Herrn an, dieser aber fuhr fort: „Sie haben sich schlecht aufgeführt, Herr; wenn man ein Mädchen liebt, so geht man zum Vater und bittet um deren Hand. So hätten Sie handeln sollen, wenn Sie ein braver Kerl wären."

„„Wie kann ich es wagen, ein armer herumziehender Künstler, um Ihre Tochter zu werben?""

„Ei was arm. Ich brauche für meine Tochter einen Mann, das Geld habe ich selber.“

Oswald faßte sich mit beiden Händen an den Kopf, als wolle er sich besinnen, dann rief er flehend:

„Herr Fels, spielen Sie nicht mit mir. Zeigen Sie mir nicht die höchste Seligkeit des Lebens, um mich dann hinauszustoßen in das trostlose Elend.“

Herr Fels änderte seinen Ton und wurde weich. Er sagte: „halten Sie mich denn für einen Unmenschen, daß ich Scherz treiben sollte mit Ihren Empfindungen?“

Da sprang Oswald auf ihn zu, faßte ihn bei den Händen und rief: „so wäre es wahr, so wäre es möglich, Luitgard liebt mich?“

„Das ist auch noch nicht dagewesen“, sagte der Alte „daß ein junger Mann den Vater fragt statt sein Mädchen selber.“

„O wie konnte ich hoffen“, erwiederte Oswald, „daß ein so herrliches Mädchen — konnte ich glauben ihrer würdig zu sein!“

„Sie haben Recht“, antwortete der Alte mit leuchtenden Augen, „sie ist ein herrliches Mädchen. Wie weit Sie ihrer würdig sind, muß aber das Kind selber wissen. Geben Sie die Hand her, Oswald, Sie sind ein braver Junge. Daß Sie das Mädchen liebten habe ich lange gemerkt, und daß sie Ihnen wieder gut war habe ich auch gesehen. Glauben Sie denn ich hätte Sie nicht gleich zum Hause hinausgejagt, wenn ich in Ihnen nicht einen braven Mann erkannt hätte? Wohlan

denn Sie sollen das Mädchen haben, aber unter einer Bedingung!"

„„Welche, sprechen Sie, welche?""

„Sie hängen den Schauspieler an den Nagel und arbeiten sich in mein Geschäft hinein, das Sie nach meinem Tode fortführen. Bis dahin werden Sie Theilhaber meines Geschäfts."

Oswald fiel dem alten Herrn um den Hals und rief „Sie geben mir zu viel, Sie überschütten mich mit Glück ich weiß nicht wie ich's tragen soll. Aber Sie sollen sich nicht in mir getäuscht haben, ich werde Ihnen ein treuer Sohn sein. Doch nun wo ist Luitgard? Sie zürnt mir nicht? Sie hat meine Dreistigkeit von gestern vergeben?"

Herr Fels lächelte pfiffig und erwiederte: „sie muß doch, sonst würde sie mir es nicht erzählt haben. Hätten Sie gestern ein wenig mehr Muth gehabt und sie weiter gefragt, vielleicht hätten Sie von ihr erfahren was Sie erst aus mir heraus gefragt haben."

Oswald wollte nun gleich zurück, indessen Herr Fels wollte erst frühstücken und den Pferden etwas Heu geben lassen. Oswald mußte sich fügen. Selbst essen konnte er nicht und während der Alte behaglich sich es schmecken ließ, ging er ungeduldig in der Stube auf und ab jeder Augenblick der Verzögerung war ihm peinlich. Dabei erzählte Herr Fels daß Luitgard am Fenster gestanden und Oswald habe fortschleichen sehen, daß sie auf sein Zimmer geeilt und den Brief gefunden und dann ihn, den Vater gedrängt habe dem Flüchtling nachzufahren.

Uebrigens freue er sich jetzt der Furcht enthoben zu sein daß ihm ein andrer sein Mädchen wegführen könnte, denn von ihr sich zu trennen vermöchte er einmal nicht.

Endlich war das Frühstück beendigt, endlich wurde die Rückfahrt angetreten. Wie ganz anders lachte jetzt die Mittagssonne am blauen Himmel, als heute Morgen. Wie freundlich nickten jetzt die Büsche und Blumen dem Glücklichen zu. Aber wie langsam fuhr der Wagen trotzdem die Pferde im schärfsten Trab blieben. Endlich, endlich war das Ziel erreicht. Oswald eilte in den Gartensaal. Da stand Luitgard mitten im Zimmer mit verschämter Röthe auf den Wangen, mit gesenktem Auge. Oswald näherte sich ihr etwas verzagt, er streckte die Arme aus und rief mit zitternder Stimme: „Luitgard." Da schlug sie die Augen langsam auf, da sagte sie leise „Oswald" und als er sie an sich zog, barg sie verschämt ihren Kopf an seiner Brust.

12

~~13.~~

Ehrenfried nahm seinen Weg nach der Residenz über Eichenwalde, denn er wollte seine Pflegemutter besuchen. Zwar fürchtete er sie würde ihn als Gefangene nicht gern sehen, doch hielt er es für seine Pflicht und auch sein Herz drängte ihn dazu ihr seinen Dank zu sagen, der er ja so vieles schuldig war.

Er ging in das Arbeitshaus und begehrte die Erlaubniß Frau Schneidewin zu besuchen.

Da der Director vereist war, mußte er sich mit seiner Bitte an den Inspector, den zweiten Beamten der Anstalt wenden. Dieser, ein ehemaliger Feldwebel, der seine Autorität durch barsches Wesen aufrecht halten zu müssen glaubte, fragte ihn nach seinem Namen. Kaum aber hatte er ihn gehört, so rief er grimmig: „sind Sie der Pfarrgehülfe, der in Buchenau einem Spitzbuben zur Flucht verholfen hat?“ Als Ehrenfried dies nicht leugnen konnte, fuhr der Inspector heftig fort: „Sie wollen wol bei uns auch einen solchen Streich machen? Wollen mit den Gefangenen Durchstechereien treiben? Nichts da, Sie bekommen unter keiner Bedingung Zutritt bei uns. Hätten sollen ein paar Jahre eingesperrt werden für Ihren Streich; sind viel zu mild davon gekommen.“ Vergebens waren Ehrenfrieds Erläuterungen und Vorstellungen, der Inspector wurde immer gröber und er mußte sich entfernen ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Er überlegte nun ob er seiner Pflegemutter nicht schreiben solle. Allein er unterließ es. Alle Briefe an Gefangene werden von der Direction des Gefängnisses gelesen und er fürchtete es möchte seiner Pflegemutter unangenehm sein wenn sein Verhältniß zu ihr bekannt würde.

So setzte er seine Reise fort und kam glücklich in der Residenz an. Er verlor keine Zeit und machte dem Präsidenten des Consistoriums seinen Besuch, legte seine Zeugnisse vor und bat um Berücksichtigung falls eine Stelle für ihn offen sei. Der Präsident erwiederte es sei im Augenblicke keine Aussicht, doch werde er seiner gedenken

falls etwas vorkäme und forderte ihn auf ihm seine Adresse zukommen zu lassen.

Ehrenfried besuchte noch einige Consistorialräthe und erhielt überall denselben Bescheid.

Es wurde ihm nun wol klar daß er warten müsse, worauf er sich auch gefaßt gemacht hatte, und er mußte nun zu dem alten Hülfsmittel greifen sich durch Unterricht das Leben zu fristen. Zu dem Zwecke hatte er eine wohlfeilere Wohnung nöthig, als ihm der Gasthof bieten konnte. Er ging aus sich eine solche zu suchen. Indem er dabei durch eine kleine Gasse kam, sah er an einem Fenster eine Anzeige hängen, daß in diesem Hause eine Wohnung zu vermiethen sei. Er trat in das Haus und in einen kleinen Laden, in dem allerlei Lebensmittel, Zwirn, Nadeln, Schwefelhölzchen und dergleichen zu verkaufen war. Ein Mann mit freundlichem Benehmen und ein paar großen klugen Augen fragte nach seinem Begehr.

„Ich möchte die Wohnung sehen“, sagte Ehrenfried, „die hier angekündigt ist.“

Der Mann, dessen Name Gabel war, erwiederte halb verlegen: „das ist wol keine Wohnung für Sie. Es ist nur ein kleines, einfaches Stübchen mit einem Alcoven und es hat immer nur ein Gymnasiast darin gewohnt.“

„Dann könnte die Wohnung doch für mich sein“, antwortete Ehrenfried, „ich bin ja selbst wenig mehr als ein Student. Lassen Sie mich sie doch sehen.“

Gabel führte ihn vier Treppen hoch in das kleine Stübchen, das gar nicht unfreundlich war, weil es viel

Licht hatte, denn dieses wurde von keinen Nachbarhäusern beschränkt, im Gegentheil konnte man aus dem Fenster weithin die Dächer der Stadt überschauen. Ehrenfried gefiel die Wohnung, er fragte nach dem Preise. Gabel sagte etwas verlegen: „das ist eine eigene Sache. Ich habe immer einen Gymnasiasten hier wohnen gehabt, und der hat keine Miethe bezahlt, aber meinen beiden Jungen und meinem Mädchen täglich zwei Stunden Unterricht gegeben. Sehen Sie ich denke so. Schicke ich die Kinder in die Schule, so sind da siebenzig bis achtzig und noch mehr Schüler auf einen Lehrer. Der kann sich dann wenig um den Einzelnen bekümmern und wer nicht von selbst fleißig ist lernt eben nicht viel. Wenn aber ein Lehrer nur mit zwei oder drei Schülern zu thun hat, so geht das besser. Seine Sorgfalt zertheilt sich nicht, und so lernen die Schüler in zwei Stunden täglich mehr als in sechs Stunden in der Schule. Dabei habe ich nun noch den Vortheil daß ich das Mädchen im Hause und die Jungen zu allerhand Hantirungen in und außer dem Hause brauchen kann.“ Ehrenfried fand die Anschauungen dieses Mannes ganz verständig, er selbst suchte ja Schüler und so paßte es ihm ganz gut statt der Miethe den Knaben des Wirths Unterricht zu geben. Er äußerte das, und begehrte die Kinder zu sehen. Diese wurden gerufen. Es waren zwei Knaben, von denen der eine zwölf, der andere dreizehn Jahre alt war. Sie konnten lesen, schreiben, rechnen. Gabel wünschte nun daß sie tüchtig Mathematik und höheres Rechnen, etwas französisch und etwas von Naturwissenschaften lernen möchten

Das war Ehrenfried gerade recht. Das Mädchen war schon fünfzehn Jahre alt und im Hauswesen nothwendig, sie sollte blos noch etwas französisch lernen. Ehrenfried und Gabel waren bald einig und dieser schaffte noch in derselben Stunde das Gepäck seines neuen Miethers in die Wohnung.

Ehrenfried fühlte sich bald heimisch in seinem Stübchen. Sein Wirth war ein seltsamer Kauz. Er trieb kein eigentliches Handwerk oder Geschäft. Den kleinen Kramladen besorgten Frau und Tochter, er aber trieb alles was vorkam. Keine Arbeit war ihm zu gering und alle faßte er mit fröhlichem Muthe an. Er hatte einige Kunden, denen er die Kleider reinigte, er hatte andere Kunden, für die er Holz kaufte und klein machte. Wenn Leute ihre Wohnung wechselten, so besorgte er das Ausziehen. Für alle diese Dinge hatte er Hülfsarbeiter an der Hand, die gleichsam seine Gesellen waren. Er wusch Hunde und schor Pudel, er hatte auch selbst immer ein paar Hunde, die er gelegentlich mit Gewinn verkaufte. Er züchtete Kanarienvögel und richtete sie ab. Er wusch Männerkleider und brachte sie wieder in Ordnung, er machte jede Besorgung, die man ihm auftrug und zwar mit der größten Gewissenhaftigkeit. Er war streng redlich, unverdrossen und immer guter Laune. Thiere liebte er besonders, und außer seinen Hunden und Vögeln hatte er noch Kaninchen und Ziegen. Die drei Kinder im Hause waren nicht die seinigen, sie gehörten seiner verstorbenen Schwester und er hatte sie in's Haus genommen und redlich erzogen, ohne daraus viel zu machen.

Ehrenfried fühlte sich von dem Wesen dieses Mannes angemuthet und unterhielt sich gern mit ihm. Sein Leben gestaltete sich ziemlich einförmig. Als er seinen Koffer auspackte, fand er auf dem Boden desselben ein Röllchen mit zehn Friedrichsd'or Das überraschte ihn höchlichst, da er nicht wußte von wem es kam. Endlich blieb er bei dem Gedanken stehen daß der würdige Pfarrer Blume ihm dasselbe hineingelegt hätte. Daß eine weit zartere Hand das gethan haben könnte fiel ihm nicht ein. Obschon er sich etwas beschämt fühlte ein Geschenk annehmen zu müssen, war es ihm doch willkommen, denn sein Verdienst blieb ziemlich gering. Wo er auch nachfragte, alles war besetzt. Nach der Residenz ziehen sich ja die meisten Verdienst suchenden Kräfte und so ist da die Concurrenz am stärksten. Ehrenfried bekam durch Gabels Vermittlung noch einige Privatschüler, die aber sehr wenig zahlten und so mußte er sehr sparsam leben, um durchzukommen. Indeß trübte das seine Heiterkeit nicht, und vertrauensvoll schaute er in die Zukunft. Da er viel Zeit übrig hatte, studirte er fleißig und mehrere Stunden des Tages widmete er seiner lieben Amati. Diese brachte ihm eine angenehme Bekanntschaft zu Wege. Eines Tages besuchte ihn ein Mann, der sich ihm als Hausgenossen vorstellte. Er habe sein treffliches Spiel gehört und sich nicht versagen können den Mann kennen zu lernen, der so Ungewöhnliches leiste. Ehrenfried antwortete freundlich und beide kamen bald näher zusammen. Der Besucher war Organist an der nächst gelegenen Kirche und ein gut ge-

bildeter Musiker. Ein alter Junggeselle, lebte er etwas grämlich, still für sich hin. Sein Lieblingsinstrument, auf dem er Tüchtiges leistete, war das Cello, und bald war er mit Ehrenfried so befreundet, daß beide zusammen Duetten spielten, sich überhaupt häufig sahen. Der Organist litt zuweilen an Rheumatismus in den Füßen, weshalb ihm das Orgelspiel schwer wurde. Bereitwillig erbot sich Ehrenfried seinen Kirchendienst zu übernehmen. Dieß machte ihm große Freude, die Kirche hatte eine gute Orgel und er konnte sich auf derselben nach Herzenslust ergehen.

So vergingen mehrere Monate Ehrenfried hoffte täglich auf ein Schreiben vom Consistorium. Allein vergeblich. Statt dessen erhielt er eines Tages zwei Briefe auf ein Mal, die ihm sehr erfreulich waren.

Herr von Wolfhagen, der Director des Gefängnisses in Buchenau, meldete ihm daß das Begnadigungsgesuch, das er besorgt habe, von Wirkung gewesen und Frau Schneidewin in Freiheit gesetzt worden sei. Leider hatte der Director nicht angegeben wohin sich die Frau gewendet habe, so daß Ehrenfried über ihren Aufenthalt nichts erfuhr und es ihm nicht möglich war sie aufzusuchen.

Der andere Brief war von Konradine und enthielt eine Einlage von Oswald.

Konradine schrieb:

Mein lieber Bruder.

Du hast sehr lange keinen Brief von mir erhalten und wirst vielleicht unruhig darüber sein. Indessen lag

die Schuld nicht an mir. Nach dem Tode meiner unvergeßlichen Ulrike von Sternau nahm mich Herr Fels, wie Du weißt, so freundlich auf. Indessen drückte mich das Verhältniß im Hause etwas. Ich lebte da wirklich nur als Gast ohne eine bestimmte Thätigkeit zu haben. Daß ich durch meine Musik den alten Herrn erfreute konnte ich nicht als Vergeltung meinerseits ansehen. Da schrieb mir meine Freundin Luitgard dringend: ich möge zu ihr kommen Indessen auch dort fände ich keinen eigentlichen Wirkungskreis, denn Luitgard ist der Erzieherin entwachsen. Gleichwol trug ich mich mit dem Gedanken dorthin zu gehen Ehe ich aber denselben zur Ausführung bringen konnte, begab sich auf der Papiermühle sowol, als bei uns in Cedernwalde etwas' das ihn unthunlich machte. Durch seltsamen Zufall war Oswald in die Papiermühle gekommen, hatte Luitgards Herz gewonnen und ist demnach jetzt ihr Verlobter. Natürlich war ich nun dort überflüssig. Oswald war immer ein braver Bursche und ich glaube Luitgard wird mit ihm glücklich sein. Er hat Dir selbst geschrieben und den Brief mit der Bitte an mich geschickt Dir denselben zukommen zu lassen, da er Deinen Aufenthalt nicht kenne.

So freudig nun dieses Ereigniß, so traurig war das uns betraf. Die beiden kleinen Mädchen klagten eines Tages über Kopfweh und Müdigkeit und wurden deßhalb zu Hause behalten. Wir glaubten anfangs daß nur eine Erkältung vorliege, bis am dritten Tage auch Adelgunde, die älteste Tochter sich legte. Jetzt ward der Arzt

gerufen. Dieser erkannte sogleich das Nervenfieber und ordnete Absonderung der Kranken an, um der Ansteckung vorzubeugen. Es war zu spät, binnen zwei Tagen waren auch Herr Fels und seine Frau von der schrecklichen Krankheit ergriffen. Jetzt war ich freilich nothwendig im Hause. Die Erzieherin der kleinen Mädchen ist wenig anstellig, hatte Furcht vor Ansteckung und nützte also nichts. Frau Fels übergab mir ihre Schlüssel und bat mich für das Hauswesen zu sorgen. Da wurde denn nun meine ganze Thätigkeit in Anspruch genommen. Ich mußte das Hauswesen besorgen — und die Kranken pflegen. Letztere verlangten fortwährend nach mir, so daß ich mich ihnen nicht entziehen konnte, auch hätte ich keine fremden Menschen zugelassen, da sorgsame Pflege in dieser Krankheit die Hauptsache ist und ich die niemandem anders zutraute. Das war denn eine schwere Zeit. Tage lang lagen die Kranken theils bewußtlos, theils in Fieberphantasien, und zwei Wochen bin ich nicht aus den Kleidern, nicht in's Bette gekommen. Doch ist alles glücklich vorüber gegangen. Zwar mußten auch die Genesenden noch immer mit der größten Sorgfalt behandelt werden, da ein Rückfall leicht eintritt und immer sehr gefährlich ist, doch habe ich die Freude sie jetzt alle wieder vollkommen gesund zu sehen. Die große Anstrengung war mir aber nachtheilig gewesen, ich wurde selbst krank und mußte vierzehn Tage das Bette hüten. Doch bin ich jetzt wieder vollkommen bei Kräften. Daß ich in der Zeit nicht schreiben konnte wirst Du begreiflich finden. Deinen letzten Brief habe ich erst ein

paar Tage nach meiner Genesung gelesen. Sie hatten ihn mir nicht früher geben wollen, weil sie fürchteten, wenn etwas Unangenehmes darin stehe, würde es mich aufregen.

Was nun Deinen Brief betrifft, so freue ich mich Deines muntern Sinnes und Deiner frohen Zuversichtlichkeit. Daß Du die Stelle im Gefängniß nicht bekommen hast thut mir nicht leid. Ich habe Dir schon früher darüber geschrieben, weßhalb ich Dich dort nicht gern gesehen haben würde. Ich lasse die Hoffnung so wenig sinken, wie Du, daß Du Dein Ziel erreichen wirst. Hierbei sage ich Dir wiederholt noch eins: fehlt es Dir einmal an Geld, so verlange nur von mir. Ich habe ja Ueberfluß.

Daß ich nun jetzt nicht daran denken kann von hier fortzugehen wirst Du begreiflich finden. Ich bin nicht nur nützlich, sondern fast nothwendig im Hause. Frau Fels hat von der Krankheit noch eine große Schwäche zurück behalten, namentlich hat ihr Gedächtniß sehr gelitten So muß ich denn das Hauswesen weiter führen, was mir viel Vergnügen macht. Ich gefalle mir ganz gut in der Rolle einer Hausfrau und es macht mir Spaß daß alle mir gehorchen müssen. Ich glaube so ein Stückchen Herrschsucht hat jeder Mensch in sich. Doch brauchst Du keine Furcht zu haben, ich bin nicht sehr despotisch und die Leute gehorchen mir gern, weil ich freundlich bin. Daß mich die Familie mit Beweisen von Liebe überschüttet schäme ich mich fast Dir zu sagen. Ich habe nur gethan

was meine Schuldigkeit war, und dafür lieben mich die Menschen. Mir kommt das so unverdient vor, aber daß sie es thun bewiesen sie mir als ich selbst krank war. Die Sorgfalt, die sie mir bezeigten kann ich Dir gar nicht beschreiben.

Ueber einen andern Punct später, wenn ich eine Gewißheit habe.

Für heute muß ich schließen. Bedenke daß ich eine Hausfrau bin und nicht mehr Zeit habe so lange Briefe zu schreiben wie ehedem. Auch hoffe ich Du wirst vor meiner neuen Würde einige Ehrfurcht empfinden. In dieser Hoffnung schließe ich und verbleibe Deine

treue Schwester Konradine.

Der eingelegte Brief Oswalds lautete:

Freund, Bruder, herzliebster Ehrenfried!

Du bist hundert Mal gescheidter und gelehrter, als ich, denn Du hast immer wacker gebüffelt, während ich stets ein anerkennenswerthes Talent entwickelte die Collegia zu schwänzen, aber etwas weiß ich, wovon Du trotz Deiner Gelehrsamkeit keine Ahnung hast, ich weiß was Seligkeit ist. O ihr armseligen Theologen, welche Mühe gebt ihr euch uns die Freuden des Himmels auszumalen! Ich kenne sie, ich genieße sie. Ich liebe — und damit bin ich im ersten Himmel, ich werde wieder geliebt — und damit bin ich im siebenten Himmel. Wenn ich nur gleich wüßte wo ich Worte finden sollte Dir diesen Himmel zu beschreiben! Aber ich mühe mich vergebens ab diese Worte zu finden. Die Seligkeit ist zu groß und

der Mensch ist wahrhaftig kein schwaches Geschöpf, da er die Kraft hat sie zu ertragen. Könnte ich nur eine Stunde bei Dir sein um mich auszusprechen! Aber ich würde schwerlich mehr thun, als Dir um den Hals fallen und sagen: Bruder ich bin glücklich. Vielleicht würde ich mich auch mit Dir zanken. Und dazu hätte ich gerechte Ursache. Bist Du nicht auch einer von den Theologen, die da behaupten: das Uebel sei durch ein Weib in die Welt gekommen? O ihr Schwachköpfe, das Gute ist durch die Frauen in die Welt gekommen. Wer liebt ist gut, und sie lieben, also sind sie gut. Was versteht ihr gelehrten Hänse auch von den Frauen. In einem Blicke meiner Luitgard ist mehr Beredtsamkeit, als in allen Predigten eurer großen Kanzelredner, in einem Worte aus ihrem Munde ist mehr Weisheit, als in allen Kirchenvätern zusammengenommen, ein Lächeln von ihr kann den störrigsten Sünder bekehren, was ihr mit all eurer Gelehrsamkeit nicht fertig bringt. O ihr Lästerer, die ihr die Frauen scheltet, die ihr sie das schwache Geschlecht nennt. Wißt ihr denn was eine Jungfrau ist? Strohköpfe, die früher die alten Weiber als Hexen verbrannten, die jungen sind die Zauberinnen. Sie bannen Dich in ihren Kreis mit unwiderstehlicher Macht. Ein Lächeln von ihnen entzückt Dich, ein ernster Blick erschüttert Dich! Du wagst in ihrer Nähe kein hartes Wort, keinen harten Gedanken. O eine Jungfrau ist das Herrlichste auf Erden. Und wenn die Jungfrau fühlen lernt daß sie ein Weib ist, wenn sie liebt — ja Ehrenfried, da müßte ich ein Dichter

sein, wenn ich das beschreiben könnte. Das verschämte Erröthen, das leise Geständniß, das Senken des Auges — und erst das Aufschlagen des Auges, — sieh, Bruder, das ist um den Verstand zu verlieren und ich glaube ich habe ihn auch schon verloren, denn ich wollte Dir einen vernünftigen Brief schreiben, wollte Dir erzählen daß ich nicht mehr Künstler, sondern Papiermüller bin, wollte Dir erzählen wie das gekommen ist, wie ich die höchste Seligkeit empfunden und die bitterste Qual getragen habe, aber ich bringe es nicht zusammen.

Ja, Freund, es ist auch Qual dabei, entsetzliche Qual. Was wollt ihr Theologen mit euren Beschreibungen der Hölle, obschon ihr diese besser versteht als die Schilderung des Himmels, was wollt ihr mit dem ewigen Feuer von Pech und Schwefel! Die Gluth, die im Herzen bei unglücklicher Liebe brennt, ist tausend Mal heißer als eure Höllengluth. Doch dem Himmel sei Dank, bei mir ist diese Gluth gelöscht. Mit einem Wörtchen hat meine Luitgard sie getilgt. Sie nannte mich Oswald, sie nannte mich Du — ach wenn ich an dieses erste Du denke! Könnte ich Dir das nur auf Noten setzen. Du bist ja auch ein gewaltiger Musiker, Ehrenfried, aber das melodische: „was machst du aus mir", als sie zum ersten Male ihr Köpfchen an meiner Brust barg, könnt ihr nicht herausbringen mit allen euren Flöten, Geigen und Harfen. Und wenn die großen Meister gute Musik gemacht haben, so haben sie geliebt. Ich wüßte sonst nicht wo sie sie her haben sollten.

Ja so, ich wollte Dir erzählen. Ich landstreicherte nach den Oelmühlen und kam auf eine Papiermühle. Und hier war Luitgard. Und sie war die Fee des Thales. Dazu hatte sie Konradine gemacht, die kann Dir das ausführlicher erzählen. Und die Fee bezauberte mich, daß ich nicht wieder fort konnte. Und als ich endlich alle Kraft zusammen nahm und floh, holten sie mich wieder und legten mich in feste Bande. In diesen Banden bin ich nun und erkläre die Freiheit für die dümmste Erfindung, welche die Menschen jemals gemacht haben. Sie sind so zart diese Bande, sie bestehen nur in Worten und Blicken. Aber sie halten unzerreißbar. Wenn ich einen halben oder ganzen Tag von Luitgard fort muß, sendet sie einen ihrer Gedanken nach mir aus und ich mag wollen oder nicht, ich muß in größter Eile zurück zu ihr. Man wehrt sich gegen diese Fesseln. Man will sich nicht so unterjochen lassen. Ich habe es auch versucht. Ich habe meinen Verstand zu Hülfe genommen, ich habe die tiefsinnigsten Schlüsse gemacht, habe mich sogar an die alten Philosophen erinnert, aber Luitgard lächelte und alle meine logischen Schlüsse und alle Sprüche der alten Philosophen zerstoben in nichts. Nun habe ich es aufgegeben mich zu wehren, ich habe mich auf Gnade und Ungnade ergeben, und meine himmlische Luitgard läßt ihre Gnade über mich walten. Weißt Du nun wie es gekommen ist? Wenn Du es vielleicht gemerkt hast, so theile mir es mit, denn ich weiß es selber nicht. Nur so viel weiß ich daß ich jeden kommenden Tag mit Jubel begrüße, daß ich ihn mit Wonne

durchlebe und mich auf den nächsten freue, wenn ich Abends zur Ruhe gehe. In einem halben Jahre soll sie meine Frau werden! Ob es dann noch schöner sein wird? So, jetzt wirst Du wissen was Dir zu wissen noth thut und was ich Dir sagen mußte. Denn Du, mein herzlieber Freund, freust Dich doch über mein Glück und es drängte mich immer Dir es mitzutheilen.

Ich drücke Dir im Geiste die Hand und wünsche Dir das, was ich besitze; es gibt nichts Schöneres im Leben.

Lebe wohl, mein lieber, guter Ehrenfried, ich bin

Dein überglücklicher Oswald.

Dieser Brief machte auf Ehrenfried einen seltsamen Eindruck. Er las ihn öfter und konnte sich einer gewissen Sehnsucht, einer stillen Wehmuth dabei nicht erwehren.

14.

Wieder waren mehrere Monate vergangen ohne daß Ehrenfried vom Consistorium eine Nachricht erhalten hatte. Er lebte nach alter Weise in stiller Hoffnung. Da ihm nicht gelang eine Lehrerstelle zu erhalten, so gab er noch musikalischen Unterricht, den ihm die Empfehlungen des Organisten verschafft hatten. Freilich war derselbe nicht angenehm. Er besaß keinen Ruf als Musiklehrer und so bekam er nur Schüler, die noch gar nichts konnten und denen er die Anfangsgründe beibringen mußte. Selbst-

verständlich wurde dieser Unterricht auch sehr gering bezahlt. Durch Zufall erfuhr er daß sowol Traunstein als Fischbach in der Residenz lebten, jene beiden Studenten, denen er bei dem Abenteuer mit Kersting, als sie beim Spiele betrogen wurden, so wesentliche Dienste geleistet und die dann mit ihm, Oswald und Reibedanz eine nähere Freundschaft eingegangen waren. Er beschloß sie aufzusuchen und sie um ihre Verwendung und Fürsprache zu bitten. Zuerst ging er zu Traunstein. Dieser hatte eine sehr glückliche Laufbahn gemacht, indem er die Tochter eines der gesuchtesten Aerzte der Residenz zur Frau genommen und dadurch einen großen Theil der Praxis seines Schwiegervaters erhalten hatte. Als Ehrenfried in das Haus des alten Freundes trat, fand er daselbst eine reiche Einrichtung und ein Bedienter in Livrée meldete ihn. Traunstein empfing ihn sehr freundlich, erinnerte sich ihrer frühern Freundschaft und versprach nach Kräften für ihn zu wirken. Während des Gespräches, das beide führten, trat Frau Traunstein in das Zimmer, eine recht hübsche, aber sehr hoffärtige Frau. Ehrenfried wurde ihr vorgestellt, sie dankte seinem Gruße mit herablassendem Kopfnicken und musterte den Freund ihres Mannes sorgfältig von Kopf bis zu Fuße. Diese Musterung mochte nicht zu seinem Vortheile ausgefallen sein, freilich ging Ehrenfried sehr einfach gekleidet und sein Benehmen war nicht das eines Weltmannes. Traunstein sagte unbefangen: „lieber Braunsdorf, du machst uns das Vergnügen heute Abend bei uns zu essen; wir wollen uns bei einer guten Flasche der alten Zeiten

erinnern.“ Die Frau indessen erwiederte rasch: „du vergißt wol, lieber Mann, daß wir heute Abend bei dem Oberappellationsrath Meier eingeladen sind.“

„Nun dann bist du morgen Mittag unser Gast“, sagte Traunstein.

Die Frau antwortete wiederum rasch: „es thut mir leid auch morgen das Vergnügen nicht haben zu können; wir sind eben zum Essen bei dem Consistorialrath Schulze eingeladen worden und ich habe es angenommen. Ich kam eben, um es dir zu sagen, lieber Mann.“ Mit diesen Worten warf sie ihrem Gatten einen nicht mißzuverstehenden Blick zu. Dieser gerieth in Verlegenheit und stotterte „das ist freilich unangenehm; du nimmst es nicht übel Braunsdorf, ich werde dir es sagen lassen wann wir einen unbesetzten Mittag oder Abend haben.“ Ehrenfried empfahl sich. Es vergingen indessen vierzehn Tage, ehe eine Einladung kam. Ehrenfried besuchte Traunstein noch ein Mal, allein der Bediente versicherte sehr bestimmt: der Herr Doctor sei nicht zu Hause. Ein zweites und drittes Mal ging es nicht besser. So arglos Ehrenfried auch war, drängte sich ihm doch endlich die Ueberzeugung auf daß sein Freund seiner Frau zwar eine günstige Lebensstellung danke, dafür aber auch ihre Herrschaft ertragen mußte. Der arme Candidat der Theologie war freilich kein Gast, mit dem Frau Traunstein an ihrer Tafel prunken konnte.

Ehrenfried ging zu Fischbach, dieser war Rath bei einem Obergerichte und empfing ihn in etwas gemessener

förmlicher Weise. Er hörte Ehrenfrieds Anliegen an und erwiederte dann: „es ist Christenpflicht seinem Nächsten die Wege ebnen zu helfen. Da Sie ein Diener des Herrn sind oder werden wollen, kann ich Ihnen vielleicht hülfreich sein. Besuchen Sie mich morgen Abend um acht Uhr, Sie werden dann ein Häuflein Gleichgestimmter finden und vielleicht Bekanntschaften machen, die Ihnen von Nutzen sind“

Ehrenfried fand sich von der förmlichen Anrede etwas verletzt, auch verdroß es ihn daß Fischbach ihn mit Sie anredete, doch folgte er der Einladung. Wirklich fand er ein Häuflein Gleichgestimmter. Es wurde ein frommes Lied gesungen, dann hielt jemand eine salbungsvolle Rede über die immer zunehmende Verderbniß der Welt, über das Strafgericht Gottes, das nicht lange mehr ausbleiben könnte und über die Vorzüglichkeit derjenigen, bei denen die Gnade zum Durchbruch gekommen sei, unter welchen er offenbar sich und seine Gesinnungsgenossen meinte. Einige anwesende Damen vergossen Thränen, andere seufzten, noch andere lobten den christlichen Eifer des Redners. Dann trat eine Dame auf und berichtete über den Jahresabschluß einer Bewahranstalt für kleine Kinder, deren Vorsteherin sie war. Sie theilte mit daß sie erfahren habe wie viele von den Eltern der kleinen Kinder den Sonntag nicht heiligten, sondern namentlich viele Mütter selbst an dem heiligen Tage nähten, strickten und stickten, oder häusliche Arbeiten verrichteten. Deshalb sei Gott offenbar höchst unzufrieden, denn beim Rechnungsabschluß

habe sich ein Verlust von vier Thalern und acht Groschen ergeben. Sie forderte darauf die Anwesenden auf fleißig zu beten, damit Gott seinen Segen ihrem Unternehmen wieder zuwende und der Verlust ersetzt würde.

In dem allgemeinen Gespräche, das nun folgte war viel von christlicher Liebe die Rede und davon, daß alle die verdammt würden, die nicht glaubten und fromm wären wie die Anwesenden, wobei denn freilich von tausend Menschen neunhundertneunundneunzig der Verdammniß anheim fallen müßten.

Ehrenfried, so wenig glänzend seine Umstände waren, hatte doch die Versuchung gefühlt der Vorsteherin der Bewahranstalt für kleine Kinder vier Thaler und acht Groschen einzuhändigen, damit die Gesellschaft nicht nöthig habe so fleißig zu beten, er war aber klug genug zu schweigen. Das aber hatte er eingesehen: von Fischbach, der in dieser Richtung befangen war, durfte er keine Hülfe hoffen und er ging nicht wieder hin.

Welche Versprechungen hatten diese beiden Männer ihm dereinst gemacht! Und wie wenig hielten sie!

Als Ehrenfried zum dritten Male bei Traunstein abgewiesen worden war und sich vorgenommen hatte nicht wieder hinzugehen, machte er einen Spaziergang um die Stadt. Auf dem einsamen Wege begegnete ihm ein Mann, der ihn höflich grüßte, und stehen blieb als erwarte er angeredet zu werden. Ehrenfried sah ihn genauer an und erkannte in ihm Metz, jenen Gefangenen, der nicht arbeiten wollen und dessen Trotz er gebrochen hatte. Er

begrüßte ihn freundlich, reichte ihm die Hand und fragte ihn wie es ihm ginge. Metz athmete tief auf. Daß ihm Ehrenfried die Hand gereicht that ihm augenscheinlich wohl und er erwiederte: „tausend Dank, Herr Pastor, für Ihre Freundlichkeit. Es hat noch niemand so lieb mit mir gesprochen, seitdem ich aus dem Gefängnisse bin.“ Ehrenfried forderte ihn auf mit ihm zu gehen und ihm zu erzählen wie er sich befinde. Metz that das und sagte: „es ist schwer, recht schwer, Herr Pastor, wieder ehrlich zu werden. Sie wissen ja daß ich den Diebstahl förmlich als Gewerbe betrieben habe, Sie haben mich ja erst einsehen gelehrt daß meine Ansichten falsche waren. Als sie damals, vor länger als acht Monaten, erst meinen Trotz brachen, als sie nachher noch manches Mal zu mir kamen und freundlich mich belehrten, bin ich aufrichtig in mich gegangen und habe mir fest vorgenommen ehrlich zu werden und nie wieder zu stehlen, schon um meines Mädchens willen. Aber es ist schwer. Ich war nicht auf lange verurtheilt, weil jener beabsichtigte Diebstahl nicht zur Ausführung gekommen ist. So kam ich vor vier Wochen los. Ich war in der letzten Zeit fleißig gewesen und so erhielt ich einige Thaler ausgezahlt, die ich mehr verdient hatte. Ich nahm meinen Weg gleich zu der Frau, bei der mein Mädchen ist. Das Kind kannte mich kaum, aber es war so lieb, so frisch und gesund, daß ich mir zuschwur das Mädchen solle sich einmal ihres Vaters nicht schämen dürfen. Da mußte ich denn freilich fort von dem Kinde, denn in der dortigen Gegend wissen sie zwar nicht alles, doch genug von mir,

daß ich einen schlechten Ruf habe. Sie wußten wenigstens daß ich auf dem Zuchthause gewesen. Ich wanderte weiter, ich suchte Arbeit. Aber wer giebt mir welche? In meinen Papieren steht es daß ich verurtheilt war. Wer traut mir? Vielleicht kann ich es den Leuten nicht verdenken, aber wie soll ich ehrlich werden? Hier und da haben sie mich zu einer Handreichung auf einen halben Tag gebraucht, und mich bezahlt, aber längere Arbeit will mir niemand geben. Ich habe schon manchmal gehungert — aber lange hält man das nicht aus. Ach, Herr Pastor, ich habe so gute Vorsätze, aber werde ich sie ausführen können? Wenn ich nirgends Arbeit finde, wenn mich einmal der Hunger zu sehr plagt und ich der Versuchung nicht widerstehen kann mir etwas zu nehmen, wenn sie mich wieder einsperren — dann bin ich sicher verloren für immer."

Ehrenfried fühlte in welch bitterer Lage der arme Schelm war und fragte: „wo kommen Sie jetzt her und wo wollen Sie hin?"

Metz erwiederte: „ich komme von dem nächsten Dorfe, wo ich die Nacht in einem Stalle geschlafen habe, in den ich mich eingeschlichen hatte. Es ist im Freien noch zu kalt. Ich will nach der Residenz, vielleicht daß ich hier etwas finde."

Ehrenfried war bald entschlossen für ihn zu thun was er vermöge und hieß ihn mit sich kommen.

„Sie werden doch mit mir nicht über die Straße gehen wollen", sagte Metz, „wenn mich nun jemand erkennte." Ehrenfried erwiederte: „einer muß doch anfangen

Ihnen Vertrauen zu zeigen und das kann ich am besten der ich Ihre Sinnesänderung kenne. Gehen Sie ruhig mit mir, es wäre erbärmlich wollte ich mich Ihrer schämen." Beide gingen nach der Stadt und Ehrenfried führte Metz auf sein Zimmer, gab ihm Brod und Butter zu essen, was er zur Hand hatte und ging hinunter zu Gabel. Diesem theilte er den Fall mit und fragte ihn ob er sich nicht des Mannes annehmen könne. Gabel war etwas schwierig und meinte: mit Leuten, die vom Zuchthause kämen, ließe sich niemand gern ein. Sie würden gar zu leicht rückfällig und er selbst müsse sich bei seinen Kunden das Vertrauen erhalten. Indeß Ehrenfried ließ sich nicht so leicht abweisen, er erzählte Gabel die ganzen Verhältnisse und sagte zuletzt: er möchte für den Mann Gewähr leisten. Der gutmüthige Gabel konnte nicht widerstehen und sagte endlich: „gut, ich will es mit ihm versuchen. Einer meiner Holzmachergehülfen geht nach seiner Heimath, ich will den Mann statt seiner annehmen. Thut er gut, so kann er hübschen Verdienst haben."

„Aber wo bringen wir ihn zum Wohnen unter", sagte Ehrenfried.

Gabel überlegte und sagte dann: „das ist freilich schlimm. Ehrliche Leute, wenn sie seine Vergangenheit kennen, nehmen ihn schwer in Wohnung, und kommt er zu schlechten Leuten, fällt er wieder in Versuchung. Mag es denn sein. Ich habe neben meinem Ziegenstall noch einen Verschlag, da mag er wohnen. Es ist zwar enge da, aber ein Bett kann stehen, ein Tisch und ein Stuhl hat

auch noch Platz; zwar ist nur ein kleines Fenster in dem Verschlag, aber es ist nicht kalt da. Für den Anfang muß er sich behelfen.“

Ehrenfried stieg mit Gabel in seine Stube hinauf und eröffneten Metz des letztern Anerbieten. Dieser war überglücklich. Gabel war feinfühlend genug von der Vergangenheit des armen Mannes kein Wort zu erwähnen und von ihm nur Fleiß und Treue zu verlangen.

Metz machte nicht viel Worte und keine großen Versprechungen, aber Ehrenfried und Gabel gewannen die Ueberzeugung daß er den besten Willen habe.

Als Ehrenfried allein war brachte ihm der Briefträger folgendes Schreiben.

Mein lieber Bruder.

Aus Deinem letzten Briefe ersehe ich daß Du munter und zufrieden bist, was mich sehr gefreut hat. Auch mir geht es wohl und da Frau Fels noch immer kränkelt, so steht meine Herrschaft im Hause noch in vollster Blüthe und das Scepter, — nehmlich das Schlüsselbund — ist noch immer in meinen Händen. Da der Winter nun vorüber ist und der Frühling schon ernstliche Anstalten macht einzuziehen, hoffe ich daß Frau Fels ihre Kräfte bald wieder bekommen wird. Der Genuß der frischen Luft im Freien wird ihr wohlthun.

Besser als mit der Hausfrau geht es mit einer andern Kranken, mit Adelgunden, der ältesten Tochter. Schon als ich Dir vor einigen Jahren zuerst von diesem Hause

schrieb theilte ich Dir mit daß Adelgunde sehr still sei und wenig spreche, daß auch der Vater darüber klage und Besorgniß äußere. Ich ahnte schon damals daß diese Art und Weise eines jungen kräftigen Mädchens weniger in körperlichen als in Ursachen des Gemüths ihren Grund haben müsse. Es gelang mir in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes im Hause nicht das nähere Vertrauen Adelgundens zu gewinnen, da ich durchaus jede Zudringlichkeit vermied. Sie blieb auch still, als ich bei Fräulein Ulrike war, und ich fand sie nach deren Tode so wieder. Allein schon damals hatte ich eine Vermuthung, die ich Dir auch in meinen Briefen andeutete und die sich als richtig erwies. Ich mußte nun bei meinen Nachforschungen sehr vorsichtig sein, um nicht vielleicht halb verharschte Wunden wieder aufzureißen. Jetzt habe ich nun volle Gewißheit und kann Dir Näheres mittheilen.

Die Geschichte Deines Freundes Adolf Werner ist hier, hier in unserm Hause vorgefallen. Herr Fels ist der Principal Werners, Adelgunde ist es, die er liebte, die ihn noch immer nicht vergessen kann. Deine Erzählung von Werners Trübsinn und Unglück hatte meine lebhafte Theilnahme erweckt und ich sann hin und her ob sich in der Sache nichts thun ließe. Da kam die Krankheitsgeschichte dazwischen und ich mußte es ruhen lassen. In ihren Fieberphantasien hatte mir aber Adelgunde verrathen daß sie noch immer mit der heißesten Liebe an Werner hängt und als sie genesen war, wurde sie noch stiller als sonst. Ich hielt es für meine Pflicht einen Versuch zu machen

Herr Fels war nach seiner Krankheit anfangs noch angegriffen, so daß er keiner ernsten Arbeit fähig war, daß selbst die Musik ihn angriff. Im Suchen nach einer leichten Zerstreuung kamen wir auf das Spiel und ich spielte täglich einige Stunden Piquet mit ihm. Einstmal wollte mir das Glück besonders wohl, so daß ich alle Partien gewann. Wir spielten um einen ganz geringen Einsatz, da Herr Fels behauptete ohne allen Einsatz habe das Spiel kein Interesse und oft scherzhaft sagte: er wolle sich von dem, was er mir abgewänne, einen neuen Wagen kaufen. Als ich nun eine Partie nach der andern gewann, wurde mein Gegner hitzig und schlug mir vor den Einsatz zu verdoppeln. Ich ging darauf ein und gewann wieder. Abermals der Einsatz verdoppelt, abermals gewann ich. So ging es fort bis ich fürchtete die Aufregung würde ihm schaden, Ich legte die Karten weg und sagte scherzhaft: „Sie sind ja von einer förmlichen Spielwuth ergriffen. Das hätte ich gar nicht in Ihnen gesucht.“

„Sie haben Recht“, erwiederte er, „mich hat der Spielteufel erfaßt. Hätte es selbst nicht geglaubt. Bin doch ein alter, bedächtiger Mann.“

„Und doch“, sagte ich, „haben Sie einstens über einen jungen heißblütigen Menschen ein hartes Urtheil gefällt, der ein paar Mal nur gespielt hatte, wo er nicht ausweichen konnte.“

Sein Gesicht verfinsterte sich bei diesen Worten, allein war ich so weit gegangen, so mußte ich auch weiter und so erzählte ich ihm alles, was ich durch Dich wußte und

holte zuletzt Deinen Brief, aus dem ich ihm Deine lebhafte Beschreibung von Werners Seelenzustande vorlas. Er war in tiefes Sinnen verloren. Als ich ihn zuletzt darauf aufmerksam machte daß seine Tochter Werner noch liebe, daß sie deßwegen still und traurig sei und sich vor Gram verzehren werde, sprang er auf und ging unruhig auf und ab. Ich kenne ihn genau und wußte daß ich ihn jetzt allein lassen mußte, was ich auch that. Am Abend ließ er alle zur Ruhe gehen und blieb mit mir allein. Er reichte mir die Hand und sagte: „Sie sind eine Schlange, Sie haben mich gefangen."

„Will ich denn etwas für mich", fragte ich.

„Und Ihr Bruder Ehrenfried", fuhr er fort, „der so lebhaft schildern kann, daß es einem ins Herz geht, ihr seid ein paar schlimme Verbündete."

„Aber nur zum Guten", erwiederte ich.

Er sah mich an und nickte freundlich indem er sagte: „ja, immer zum Guten, liebe Konradine, ich fühle es wohl. Ich muß sehen was sich hier machen läßt. Ich kann doch mein armes Mädchen nicht zu Grunde gehen lassen. Aber so rasch geht das nicht. Ich kann nicht gleich den Weichmüthigen spielen und den Herrn Werner zärtlich zurückrufen, er muß erst noch eine Probezeit aushalten. Schreiben Sie Ihrem Bruder er möge Werner mittheilen daß ich seinen Fehler in milderem Lichte ansehe, Werner solle sich brieflich an mich um Versöhnung wenden. Ich will ihn dann prüfen und wenn er ein paar Jahre gut gethan hat, soll er das Mädchen haben."

Ich sprang in die Höhe und rief: „Adelgunde ist zur Ruhe gegangen, den Kuß, den sie Ihnen geben würde, sollen Sie von mir haben.“ Ich küßte ihn und schlüpfte hinaus. Am andern Morgen suchte ich Adelgunden auf und sagte ihr: „hoffen Sie, Adolf kann wieder kommen.“ Sie starrte mich mit glühenden Wangen an, ich theilte ihr, wenn auch nicht alles, doch so viel mit daß der Vater versöhnlicher gestimmt sei — sie brach in Thränen aus, fiel mir um den Hals und zum ersten Male sah ich ein Lächeln auf ihrem Gesichte, das dadurch viel hübscher wurde. Sie fragte woher ich wisse, ich erzählte, und sie war plötzlich ganz verwandelt. Mittags fiel sie dem Vater um den Hals, der freundlich halb, halb ernst sagte: „Geduld, Geduld“, der aber sichtlich über ihre wiederkehrende Heiterkeit erfreut war. Nun melde ich Dir alles, Du wirst ja gleich an Werner schreiben und Deinerseits thun was Du kannst, um eine Ausgleichung herbeizuführen.

Weiter will ich Dir auch heute nichts schreiben, denn um des armen Werners willen möchte ich nicht einen Tag versäumen bis er diese gute Nachricht erhält. Ich schreibe Dir in recht froher Stimmung und hoffe daß Dich mein Brief in eine gleiche versetzt. Lebe wohl und denke freundlich

Deiner treuen Schwester Konradine.

14

~~15.~~

Abermals vergingen Monate und Ehrenfried erhielt noch immer keinen Bescheid vom Consistorium. An Werner hatte er gleich geschrieben. Dieser war nach Cedernwalde gereist und berichtete ihm von da aus voller Freude daß der alte Herr Fels sehr gütig gegen ihn gewesen sei und ihm einen Auftrag zu längern Geschäftsreisen gegeben habe. Auch hatte derselbe nicht gehindert daß er Adelgunden wieder sah und mit dieser sich aussprechen konnte. So blickte er voll frischer Hoffnung in die Zukunft und sprach gegen Ehrenfried den wärmsten Dank aus, da dieser doch sein Retter gewesen sei. Obschon nun dieser Dank mehr Konradinen gebührte, so hatte sich Ehrenfried doch einen anderweitigen um Metz erworben. Dieser bewies sich in seinen Arbeiten fleißig und kräftig, in seinem Benehmen treu und zuverlässig, in seiner Lebensweise sparsam und nüchtern, so daß Gabel bald den letzten Rest des Vorurtheils gegen ihn schwinden ließ und ihm volles Vertrauen schenkte. Er äußerte: „wenn Metz so fortfährt, wird er sich bald in die Höhe arbeiten und sich eine selbständige Stellung gründen können.“ Das war es auch, wonach dieser mit allen Kräften trachtete, er sehnte sich sein Kind zu sich nehmen und an dessen Heranwachsen sich erfreuen zu können. Ehrenfried scheute sich nicht an Sonntagen Metz auf einen Spaziergang mitzunehmen und in freundlichem Gespräche ihn über allerhand zu belehren, was dieser mit der größten Dankbarkeit aufnahm. Eines Tages waren beide über Land gegangen und den ganzen

Tag ausgeblieben. Bei der Heimkehr waren sie etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, als sie seitwärts von der Straße auf einer Wiese einen Trupp Menschen bemerkten, die sich lebhaft durch einander drängten. Es mußte da etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein und neugierig traten sie hinzu. Zugleich mit ihnen kamen von der Stadt her zwei Gensdarmen gesprengt, die gleichfalls nach der Wiese zu ritten. Als Ehrenfried und Metz näher traten und sich etwas durchdrängten, sahen sie auf dem Boden einen Mann liegen, der offenbar ermordet war. Er hatte eine tiefe Wunde in der Brust und zwischen den Armen einen Strick durchgeschlungen. Ehrenfried erkannte den Ermordeten auf den ersten Blick, es war Bertling. Ein tiefer Schauder ergriff ihn. Dieser Mensch hatte einige Begegnungen mit ihm gehabt, die ihm Unangenehmes brachten und jetzt lag er hier starr und todt, von verbrecherischer Hand gemordet. Wie die Spuren im Grase zeigten war derselbe an anderer Stelle getödtet und vermittelst des Strickes hierher geschleift worden. Die Gensdarmen, die auf erhaltene Anzeige von der Stadt kamen, fragten die Umstehenden um Auskunft und nahmen ein Protocoll über den Fund auf. Ehrenfried mochte nicht bleiben und setzte tief erschüttert seinen Weg fort. Metz ging lange schweigend neben ihm her. Endlich sagte er leise: „ich habe es gedacht daß es so kommen würde.“

Ehrenfried fuhr auf und rief: „haben Sie den Ermordeten gekannt? Was wissen Sie von ihm? Was vermuthen Sie von der Ursache seines Todes?“

Metz erwiederte mit gedämpfter Stimme: „das ist aus Rache geschehen. Dieser Mensch war ein geheimer Polizeispion, bei den Dieben allgemein verhaßt. Die Diebe leben immer im Kampfe mit der Polizei und dem Gerichte, aber es besteht da kein eigentlicher Haß. Wenn ein kluger und kräftiger Polizeibeamter einem Verbrechen nachspürt, so suchen die Thäter ihm zu entwischen, aber sie fühlen daß der Mann gegen sie in seinem Rechte ist, sie hassen ihn nicht und selten vergreifen sie sich an einem Beamten. Aber der Ermordete war weniger Beamter, der einem geschehenen Verbrechen nachspürt, als Spion, der den Personen auflauert, auch wenn sie eben nichts begangen haben Er hatte seine Lust daran die Leute in's Verderben zu stürzen und sie für Kleinigkeiten in Strafe zu bringen. Namentlich lauerte er denen auf, die unter Polizeiaufsicht stehen, das heißt die sich von einem gewissen Orte nicht entfernen und des Nachts nicht ausgehen dürfen. Diese Polizeiaufsicht ist sehr drückend und mancher verläßt einmal den ihm angewiesenen Aufenthalt und geht einmal Nachts aus ohne ein Verbrechen begehen zu wollen, das aber spürte der Ermordete immer aus, und zeigte es an. Wie gesagt, er hatte seine Lust daran die armen Leute in Ungelegenheiten zu bringen und das gerade hat ihn so verhaßt gemacht. Ihm ist hundert Mal der Tod geschworen und daß er nicht schon früher erschlagen worden ist nimmt mich Wunder."

Ehrenfried fragte nicht weiter. Er vermied es Metz an seine Vergangenheit zu erinnern und an seine früheren

Verbindungen. Zwar fiel ihm ein daß Metz vielleicht, wenn er Leute anzeigte, die Drohungen ausgestoßen hatten, auf die Spur des Thäters helfen könnte, allein er bedachte daß es für seinen Schützling nicht gerathen wäre ihn bei einer gerichtlichen Untersuchung zu betheiligen. Er fühlte auch keinen Beruf in sich bei dem Gerichte als Angeber aufzutreten, denn er sah jetzt wol ein daß diese hämische Angeberei bei Bertling schon als Knabe eine Neigung gewesen war, der er sein Leben lang gefröhnt hatte. Daß jemand eine solche Neigung haben könnte war ihm eine neue Erfahrung und doch ist dieselbe häufiger, als man gewöhnlich glaubt.

Ehrenfried war durch diesen Vorfall sehr verstimmt und konnte den Gedanken an den Ermordeten lange nicht los werden. So saß er ein paar Tage nachher Nachmittags in seinem Zimmer in der Absicht an Konradine zu schreiben, konnte aber die Stimmung dazu nicht gewinnen. Da klopfte es leise an seine Thüre, er rief herein und — Kunz trat ein. Ehrenfried sprang auf, reichte ihm die Hand und rief: „Kunz, Kunz, sei mir willkommen! Du wirst mir vielleicht Nachricht von meiner Pflegemutter geben können!"

Kunz sah ihn einen Augenblick gerührt an und sagte dann:

„Das kann ich, Ehrenfried, darum komme ich. Ach Ehrenfried, wie gut du bist! Vergieb wenn ich noch immer du sage, aber du hast es mir ja erlaubt und wenn ich Sie sagen sollte, käme es mir vor als hätte ich dich

nicht so lieb und doch lasse ich mich für dich todtschlagen. Nachdem du mir das große Opfer gebracht, nachdem du mich gerettet hast und ich dich in solche Ungelegenheit verwickelt habe, bist du freundlich gegen mich wie immer. Ach Ehrenfried, es gibt keinen Menschen mehr, der so gut ist wie du!"

„Laß das, laß das", antwortete Ehrenfried, „sage mir wo ist meine Pflegemutter?"

„Sie ist hier in der Stadt!"

„„Hier? Kann ich sie denn sehen?""

„Gleich, wenn du willst."

„„So komm, so komm, verlieren wir keine Zeit.""

Sie gingen. Kunz nahm den Weg nach einer entlegenen Vorstadt. Unterwegs erzählte er seine Begegnisse. Er war damals glücklich entkommen und hatte sich lange in einem Walde verborgen, von wo aus er nur zuweilen sich in ein Wirthshaus wagte. Mit dem Gelde, das ihm Ehrenfried bei seiner Flucht noch mit gegeben, hatte er sich des drückendsten Mangels erwehrt. Bei einem solchen Besuche in einem Wirthshause hatte er auch in einer Zeitung gefunden daß der Steckbrief gegen ihn zurückgenommen sei. Da hatte er sich wieder vor gewagt und war in die Nähe von Eichenwalde gegangen, dort nach seiner alten Gewohnheit lebend. Auch Frau Schneidewin hatte er besucht und endlich ihre Begnadigung erfahren. Mit dieser war er nun nach der Residenz gekommen und lebte seit November hier mit der alten Frau, die niemanden mehr hatte als ihn und auf seine Pflege und Sorge angewiesen

war. Vergebens hatte er sich erkundigt wo Ehrenfried hingekommen, niemand konnte es ihm sagen. An den Gefängnißdirector in Buchenau zu schreiben hatte er nicht gewagt aus Furcht Ehrenfried bloßzustellen, wenn dieser in Verbindung mit ihm erschiene. Obschon nun beide schon Monate in der Residenz lebten, hatten sie sich doch nie getroffen, bis heute, wo Kunz Ehrenfried von weitem erkannt, ihn verfolgt und so seine Wohnung gefunden hatte. Ueber dieser Erzählung waren sie an ein Haus gekommen, in dessen zweiten Stockwerk Kunz mit Frau Schneidewin wohnte.

Ehrenfried war in merklicher Aufregung, als er die Treppen hinaufstieg. Bald fünfzehn Jahre hatte er die Frau nicht gesehen, die er Mutter nannte und die ihm wahrhaft Mutter gewesen war und doch so Bitteres erduldet hatte. Sie waren oben, Kunz öffnete die Thüre, Ehrenfried trat ein. Da saß seine Pflegemutter in einem Lehnstuhle, blaß, mit eingefallenen Wangen, mit ganz ergrautem Haare. Sie war schwach und leidend, sie erkannte ihn nicht und versuchte sich zu erheben. Ehrenfried trat zu ihr sie daran zu hindern und sagte mit von Thränen erstickter Stimme: „Mutter." Frau Schneidewin starrte ihn ungewiß an, Kunz aber sagte: „es ist Ehrenfried." Die Frau schrie laut auf: „Ehrenfried! Ehrenfried! Kunz, treibe keinen Scherz mit mir."

Unwillkürlich sank Ehrenfried vor ihr nieder und sagte: „ich bin es, Mutter, erkennen Sie mich wieder." Frau Schneidewin legte ihre Hand auf seine Stirne und schaute

ihn an, als wollte sie jeden seiner Züge einzeln entziffern, Thränen liefen über ihre Wangen und sie stammelte abgebrochen: „ja, ja, das sind deine guten freundlichen Augen — dein Haar ist dunkler geworden, aber es fällt noch wie sonst — ei du bist zu einem stattlichen Manne herangereift — Ehrenfried, mein Sohn, mein herzlieber Sohn.“

„Wie habe ich mich nach dem Augenblicke gesehnt“, erwiederte dieser, „wo ich Sie wiedersehen, wo ich Ihnen danken könnte für die Liebe und Güte, die Sie mir bewiesen haben.“

„Und du scheust dich nicht zu mir zu kommen“, erwiederte Frau Schneidewin, „weißt du auch daß ich eine Verbrecherin bin, daß die Gerechtigkeit mich gestraft hat und daß ich aus dem Gefängniß komme?“

„Ich weiß alles, liebe Mutter“, entgegnete Ehrenfried, „es hat mir sehr weh gethan, als mir es Kunz erzählte. Allein ich begreife vollkommen wie Sie in die unglückliche Verwirrung kamen ohne es zu wollen, wie Ihre Schuld weniger eine Schuld als ein Unglück war. Und was von Schuld an Ihnen war haben Sie schwer genug gebüßt, Sie stehen rein vor den Menschen und vor Gott durch Ihre Buße.“

„Ach was deine Worte mir wohlthun“, sagte Frau Schneidewin tief aufathmend, „ach wie sie mich erquicken und die Last von meinem Herzen nehmen. O ich habe mich vor mir selbst geschämt, ich habe nicht gewagt den Menschen frei in das Auge zu sehen, doch du, mein lieber

Sohn, richtest mich wieder auf. Du schämst dich der Verbrecherin nicht. Du sprichst Worte des Trostes zu ihr, sei gesegnet, sei gesegnet dafür. Daß ich dich noch einmal sehe ist mir wie ein Zeichen von Gott daß mir vergeben worden ist, ich hatte alle Hoffnung aufgegeben, denn ich bin schwach und matt, ich fühle es geht rasch mit mir zu Ende."

„Sprechen Sie nicht so", erwiederte Ehrenfried, „Sie können noch lange leben und werden noch frohe Stunden haben."

„Eine habe ich", entgegnete die Frau, „da ich dich wieder sehe, und so oft du zu mir kommst, werde ich noch eine haben. Aber lange wird das nicht sein. Ich bin bald siebenzig Jahre alt, der viele Kummer hat an mir genagt und das Gefängniß hat meine Kräfte untergraben. Doch ich sterbe gern, da ich dich wieder sehe und sehe daß du ein stattlicher und tüchtiger Mann geworden bist. Ach Ehrenfried, wenn ich in meinen alten Tagen recht elend geworden bin, wenn ich eigentlich mein ganzes Leben verloren habe, so war das nur eine gerechte Strafe."

„Sprechen Sie nicht so, Mutter", erwiederte Ehrenfried, „Gott straft nicht so hart, er ist die Liebe und Vergebung."

„O Gott braucht nicht selbst zu strafen", sagte die Frau, „das Unrecht hat das Unglück von selbst hinter sich. Jetzt kann ich dir sagen welches schwere Unrecht mein Gewissen drückt, weßhalb ich dich zu mir genommen, weßhalb ich dich so geliebt habe."

Kunz mischte sich hier in das Gespräch und bat die Frau sich nicht so aufzuregen, sie werde wieder mit Schlaflosigkeit zu kämpfen haben. Frau Schneidewin aber sagte: „laß mich, guter Kunz, es thut mir wohl mich endlich einmal auszusprechen. Setze dich zu mir, Ehrenfried, und höre mir aufmerksam zu. Es sind nun fünfzig Jahre her daß ich ein junges, blühendes Mädchen war. Damals lernte ich deinen Vater kennen. Er liebte mich, er warb um mich — und ich liebte ihn wieder und versprach ihm heilige Treue. Und dieses Versprechen habe ich gebrochen und das ist die schwerste Schuld meines Lebens. Mein späterer Mann lernte mich kennen, drängte sich an mich, warb um mich. Er war ein Lebemann, der nach Lust und Vergnügen haschte, der mir Zerstreuungen und Freuden aller Art bereitete, während dein Vater ernst und gediegen war und das Haschen nach nichtigen Vergnügungen nicht kannte. Ich aber war leichtsinnig, ließ mich verblenden, brach deinem Vater die Treue und reichte meinem Manne die Hand. Das habe ich gebüßt durch ein verfehltes Leben, das mich in die tiefste Schmach versinken ließ. Dein Vater ist durch meine Untreue tief verwundet worden, er hat lange Zeit den Schmerz nicht verwinden können und hat sich erst nach Jahren entschlossen einer andern Frau seine Hand zu reichen. Ich hatte ihn nicht wieder gesehen. Nur daß er sich grämte war mir zu Ohren gekommen, ich wußte endlich nicht einmal wohin ihn das Schicksal geführt hatte. Ich will dir ein anderes Mal erzählen wie mein Mann durch Leichtsinn und Verschwendung mich mit

sich ins Unglück stürzte und mich selbst zur Verbrecherin, wenigstens zur Mitwisserin von Verbrechen machte. Da, als ich schon tief im Verderben war, kam ich nach deiner Heimath, Ehrenfried, wie sie eben deinen Vater begruben. Da sah ich dich, der du deinem Vater so ähnlich bist, und nahm dich zu mir. Ach ich erquickte mich an dem Gedanken daß ich an dir wieder gut machen könnte was ich an deinem Vater verschuldet hatte. Nun wirst du dir alles erklären können, wirst begreifen warum ich dich fern von meinem Manne hielt, warum ich dich Abends einschloß aus Furcht ein Zufall könnte dich herunter führen und du könntest in Berührung mit schlechten Menschen kommen, warum ich dich von Eichenwalde fortschickte und mir das Vergnügen versagte dich um mich zu haben. Ach ich mußte mir ja späterhin auch immer die Freude versagen dich einmal wieder zu sehen. Denn wenn du als Knabe auch nicht begriffst was in unserem Hause vorging, so mußte ich doch fürchten du würdest es in reiferen Jahren durchschauen. Und als sich die Thore des Gefängnisses hinter mir schlossen, ließ ich dir sagen: ich wäre nach Amerika ausgewandert. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen daß du erführest ich sei als Verbrecherin gestraft worden und daß du mich deßhalb verachten möchtest. Und nun hast du doch alles erfahren und bist lieb und gut und verachtest mich nicht, und nach langem, langem Trübsal erscheinst du mir am Ende meiner Tage und bringst Trost und Freude in mein armes Gemüth."

Ehrenfried war tief bewegt durch diese Mittheilungen. Allerdings wurde ihm jetzt manches klar, was er früher nicht verstanden, nicht in Zusammenhang hatte bringen können. Er sprach noch lange mit Frau Schneidewin und schied dann mit dem Versprechen bald wieder zu kommen.

Das Versprechen hielt er pünctlich, indem er seine Pflegemutter jeden Tag auf einige Stunden besuchte. Seine milde Auffassung des Lebens that ihr unen wohl. Sie hatte sich immer in Reue gequält, ihr Gemüth war verdüstert und sie sah mit Bangen dem Tode entgegen. Ehrenfried brach diese Verdüsterung. Seine Worte waren ihr ein Evangelium. War er doch ein Geistlicher, mußte er doch das Wort des Herrn richtig auszulegen verstehen. So fand sie in seinen Reden Trost, sie ward beruhigt, seine Liebe und Dankbarkeit thaten ihr unendlich wohl, und ihre letzten Tage wurden durch eine Heiterkeit verklärt, eine Seelenruhe, die sie seit Jahren nicht empfunden hatte.

Ehrenfried fürchtete daß sie Mangel litte, da er nicht wußte von was sie lebte, er bot ihr auf die zarteste Weise an für sie zu sorgen. Zu seinem Erstaunen erklärte sie ihm aber daß sie nichts bedürfe, ja sie bot ihm an ihm zu helfen, wenn er etwas brauche. Das nahm er nun nicht an, verschwieg ihr überhaupt daß es ihm noch nicht gelungen eine feste Stellung zu erringen und daß er sich nothdürftig durchschlagen müsse.

Als er eines Tages von ihr weg nach Hause ging, begegnete ihm ein Mann, der ihm bekannt vorkam. Er

sah sich um, als er vorüber war, der andere that dasselbe. „Ich glaube wir haben uns schon gesehen", sagte Ehrenfried.

„Ich auch", entgegnete der Fremde, „aber ich kann mich nicht besinnen."

Da kam Ehrenfried die Erinnerung und er rief: „war es nicht in Kiefernhausen, im Vorzimmer des Superintendenten?"

„Richtig, jetzt fällt es mir bei", antwortete der Fremde, „Sie warteten, während ich mit dem Superintendenten verhandelte."

So kamen beide in's Gespräch und gingen ein Stückchen Weges mit einander. Ehrenfried sagte dabei daß er sich eigentlich eines Verrathes anzuklagen habe, indem er als unfreiwilliger Lauscher damals das ganze Gespräch gehört hätte.

„Möchte es alle Welt gehört haben", rief der Fremde, „wenigstens habe ich mich des Gespräches nicht zu schämen."

„Darf ich fragen", entgegnete Ehrenfried, „wie sich Ihr Verhältniß noch gestaltet hat? Ich habe damals die lebhafteste Theilnahme für Sie empfunden."

„Unser Verhältniß ist geworden", antwortete der Fremde, „wie es werden mußte. Ich habe das Mädchen meiner Wahl geheirathet und lebe mit ihr in der glücklichsten Ehe. Die bethörte Mutter aber ist im Groll fortgereist, hat in der Ferne bei Verwandten ihren Wohnsitz genommen und ist dort unversöhnt gestorben. Keins ihrer Kinder stand an ihrem Sterbebette, sie ist umgeben von kalten,

gleichgültigen Menschen geschieden. Solches Elend verursacht die Einmischung fanatischer Geistlicher in Familien."

Ehrenfried sprach sein Bedauern über diesen Umstand und seine freisinnigen Grundsätze über die Frage der gemischten Ehe aus und der andere fühlte sich dadurch so befriedigt daß er ihm die Hand drückte. Im Laufe der Unterhaltung erzählte auch Ehrenfried seine augenblickliche Lage.

„Haben Sie denn nicht fleißig bei dem Consistorialpräsidenten nachgefragt", sagte der Fremde.

„Ich bin nicht einmal wieder dort gewesen", erwiederte Ehrenfried, „ich mochte den Herrn nicht überlaufen, mochte nicht zudringlich erscheinen."

„Das ist falsch", sagte der andere, „ganz falsch. Zu diesen Herren muß man öfter gehen, man muß sich ihnen in Erinnerung bringen, sonst wird man leicht vergessen. Es ist vielleicht traurig daß man um ein Amt laufen muß, aber es ist einmal so. Die Menge von Bewerbern bringt das so mit sich."

Der Fremde lud Ehrenfried ein mit ihm zu Mittag zu essen, was dieser aber ablehnte, worauf sie schieden.

Ehrenfried waren die letzten Worte des Fremden schwer auf's Herz gefallen. Er sah ein daß seine Furcht überlästig zu erscheinen zu weit getrieben war, und daß er immer hätte einmal nachfragen können ohne sich etwas zu vergeben.

Um das Versäumte nachzuholen ging er gleich am andern Tage zu dem Präsidenten des Consistoriums. Dieser

kannte ihn nicht mehr, er mußte seinen Namen nennen. Der Präsident sann einen Augenblick nach, dann verfinsterten sich seine Züge und er fragte streng:

„Sie heißen Braunsdorf?"

„„Ja.""

„Sind Sie derselbe Braunsdorf, der in Kiefernhausen mit Gefängniß bestraft wurde, weil er ein kirchliches Begräbniß unterbrochen hatte?"

„„Ja, allein die Umstände —""

„Weiß schon, weiß schon. Haben Sie nicht nachher in Erlau eine Probepredigt gehalten und sind abgewiesen worden, weil Sie freigeisterische Grundsätze predigten?"

„„Ich habe dort gepredigt, aber —""

„Weiß schon. Sind Sie nicht nachher eine Zeit lang bei einer Schauspielergesellschaft angestellt gewesen?"

„„Allerdings, aber nicht — —""

„Weiß schon genug. Haben Sie nicht nachher im Gefängnisse zu Buchenau einem Mörder zur Flucht verholfen?"

„„Einem Gefangenen, ja, aber er war unschuldig.""

„Es ist schon recht. Wir haben Erkundigungen über Sie eingezogen und diese sind nach Ihren eignen Geständnissen ganz der Wahrheit gemäß ausgefallen. Sie haben eine recht hübsche Vergangenheit, Herr Candidat. Glauben Sie denn wirklich daß bei den vielen schwarzen Flecken, die Ihrem Leben ankleben, das Consistorium Ihnen eine Pfarrstelle anvertrauen wird? Ei wir würden unsere Pflichten gegen die Gläubigen verletzen, wenn wir einen

Menschen von Ihrer Vergangenheit zum Seelsorger machten. Wählen Sie einen andern Beruf, aber machen Sie sich niemals Hoffnung auf eine Anstellung."

Ehrenfried war von diesem Empfange sehr niedergeschlagen, aber er fühlte wohl daß hier nähere Erklärungen und Auseinandersetzungen nicht angebracht sein würden. Er bat sich daher seine Zeugnisse wieder aus und entfernte sich. Er hatte in seinem Herzen einen bittern Kampf zu bestehen. Alles das was er mit dem Bewußtsein recht zu thun gethan hatte, wurde ihm in der schwärzesten Weise ausgelegt. Er fühlte sich rein von jeglicher Schuld und mußte sich abweisen lassen wie ein sittlich verdorbener Mensch. Alle Aussichten auf die Zukunft waren ihm abgeschnitten. Doch das war nicht das Schlimmste. Er fühlte sich als Mensch gekränkt, fühlte seine Ehre beleidigt, und er hatte kein Mittel sich zu vertheidigen, sich Genugthuung zu verschaffen.

Mehrere Stunden ging er in seiner Stube auf und ab und erst nach und nach gelang es ihm ruhiger zu werden. Er prüfte sich selbst und mußte sich endlich sagen daß er recht gehandelt habe. Das mußte er aufrecht halten, er mußte den Kampf für seine Ueberzeugung durchfechten. Es galt also Kampf, und für diesen besaß er Muth. Wenn denn das Consistorium ihm keine Anstellung gab, so waren noch Stellen genug im Lande, die nicht von demselben abhingen, Patronatsstellen. Von diesen konnte ihm eine werden. Und geschah auch das nicht, so konnte er in ein anderes deutsches Land gehen, er hatte

die trefflichsten Zeugnisse, und in einem andern Lande mußte der Einfluß des Consistoriums aufhören. So ward er ruhiger, seine Stimmung hob sich wieder, die Hindernisse, die ihm in den Weg traten, kräftigten seinen Muth.

Als er wieder ruhig geworden war, kam Kunz eilig und verstört und meldete ihm daß Frau Schneidewin einen Blutsturz gehabt habe und daß der herbei gerufene Arzt sehr bedenklich sei. Ehrenfried ging sogleich mit zu der Kranken. Diese war sehr erschöpft, doch lächelte sie freundlich, als sie den geliebten Pflegesohn sah. Nachdem sie sich mehr und mehr erholt hatte, sagte sie: „es geht mit mir zu Ende, Ehrenfried, ich fühle es. Der Anfall wird sich wiederholen und mich tödten. Laß uns Abschied nehmen, laß mich dir meinen Dank sagen. Die letzten Tage meines Lebens sind die schönsten gewesen. Deine erhebenden Worte haben mich erquickt, und ich sehe dem Tode mit Ruhe entgegen. Nun noch eins. Als du nach Tannenheim gingst, war ich darauf bedacht auf alle Fälle für dich etwas zurückzulegen. Ich schickte daher meinem Bruder Hartkopf, der dir deine Gelder auszahlte, was ich aus dem Geschäfte erübrigen konnte, mit dem Auftrag es für dich anzulegen. Mein Bruder, obschon ein verbitterter alter Junggeselle, war doch ein braver Mann und erfüllte meinen Wunsch. Als er meine Verhaftung erfuhr, gerieth er in Sorge um das Geld. Er lebte stets in der Furcht vom Schlage getroffen zu werden, was auch eingetroffen ist. Was sollte er mit dem Gelde machen? Mir konnte

er es weder übergeben, noch im Testamente vererben, dir aber eine so große Summe auf einmal einzuhändigen hielt er für unklug, da du in Gefahr geriethest betrogen zu werden oder in die noch schlimmere sie zu vergeuden. Er wußte eben nicht wie brav du bist. An unserm älterlichen Hause, das er bewohnte, war ein Garten und in diesem ein alter versteckter Keller, in dem wir als Kinder gespielt hatten und den nur wir beide kannten. Dorthin verbarg er das Geld und ließ mich durch eine Anspielung in einem Briefe es wissen, die nur mir verständlich sein konnte. Als er nun plötzlich starb, ohne daß er dir noch erst Aufschluß geben konnte, geriethest du in Noth, während doch eine Summe Geldes für dich bereit lag. Ich konnte dir aus dem Gefängnisse keine Mittheilung machen, selbst wenn ich deinen Aufenthalt gekannt hätte. So lag das Geld bis ich die Freiheit wieder erhielt. Ich ging mit Kunz, der mich bei meinem Austritt aus dem Gefängniß erwartete, nach Tannenheim. Das Haus meines Bruders war verkauft, aber du weißt daß man vom Felde aus leicht in den Garten gelangen konnte. Dicht am Zaun liegt der alte Keller. Noch hatte ihn der neue Eigenthümer nicht entdeckt, das Geld lag noch da. Von diesem Gelde habe ich bis jetzt mit Kunz gelebt — hätte ich es nicht gehabt, ich hätte betteln müssen. Jetzt da ich sterbe, gehört es dir. Du kannst es ruhig behalten, es ist kein gestohlenes Gut, aus den Erträgnissen meiner Wirthschaft habe ich es angesammelt. Vielleicht kannst du dir durch dieses Geld eine Zukunft gründen. Aber

eine Bitte habe ich noch. Verlaß den Kunz nicht. Er ist ein guter Bursche, er hat sich nie bei den Verbrechen betheiligt, er ist nur als unwissendes Werkzeug gebraucht worden. Mir aber hat er treulich angehangen bis auf diesen Tag und das Wenige von Freundlichkeit, das ich ihm erwiesen habe, hat er mir redlich gedankt. Sorge für ihn, laß ihn etwas lernen, womit er sich ehrlich durch die Welt hilft."

Frau Schneidewin hatte alles das mit halb gebrochener Stimme und mit vielen Pausen gesprochen, jetzt schwieg sie erschöpft. Ehrenfried versprach alles zu thun, was sie verlangt hatte, sie nickte befriedigt mit dem Kopfe und schlief nach kurzer Zeit ein. Ehrenfried wollte die Nacht da bleiben, indessen Kunz gab das nicht zu. Er meinte da sie so ruhig schliefe, sei keine Gefahr, überhaupt glaube er gar nicht daß ihr Zustand so bedenklich wäre. Ehrenfried ließ sich überreden und ging nach Hause.

Am andern Morgen war sein erster Gedanke sich nach der Kranken zu erkundigen. Doch als er eben ausgehen wollte, trat Kunz bei ihm ein, und brachte die Nachricht Frau Schneidewin sei todt. Der Blutsturz hatte sich in der Nacht wiederholt, sie war dann sehr entkräftet eingeschlummert und in diesem Schlummer schmerzlos gestorben.

Ehrenfried weinte der Dahingeschiedenen aufrichtige Thränen des Schmerzes nach, denn sie war ihm wahrhaft eine Mutter gewesen. Zugleich mußte er sich aber sagen daß der Tod für sie eine Erlösung gewesen war. Körperlich und geistig gebrochen hätte ihr doch keine freudige

Zukunft geleuchtet und außerdem war sie in einem Alter, wo der Tod kein unerwarteter Gast mehr ist.

Am dritten Tage wurde Frau Schneidewin begraben. Nach dem Begräbniß übergab Kunz Ehrenfried das Geld, das ihm die Frau hinterlassen hatte. Ehrenfried sagte: „ich habe es mir überlegt, Kunz, wir können das Geld nicht behalten. Meine Pflegemutter hat sich getäuscht, hat sich mit ihrem Gewissen abzufinden gesucht, als sie dieses Geld von dem Ertrage ihrer Wirthschaft ansammelte. Dieser Ertrag war überhaupt nur möglich, wenn sie die nöthigen Ausgaben von dem Gewinne der Diebshehlerei bestritt. Durch Schneidewin sind viele Leute um das Ihrige gekommen, und was man bei ihm gefunden hat ist sicher dazu verwandt worden die Bestohlenen zu entschädigen. Wüßte das Gericht daß dieses Geld vorhanden ist, es würde in Beschlag genommen werden. Wenn ich es nun behielte, so würde ich eine Unterschlagung begehen. Ich will es dem Gericht übergeben, mag das darüber verfügen wie das Gesetz vorschreibt."

Kunz meinte zwar die Beschädigten würden jetzt schwer noch zu ermitteln sein, indessen Ehrenfried erklärte ihm: das Geld rühre von Verbrechen her und er erachte es für Unredlichkeit es zu benutzen. Kunz fügte sich. Das Gericht war sehr erstaunt, als Ehrenfried das Geld dort niederlegte, — es war etwas über dreitausend Thaler, indessen erkannte man die redliche Gesinnung, mit der es abgeliefert wurde.

Als Ehrenfried von diesem Gange nach Hause kam, befand er sich in bedrängter Lage. Die beiden Pflegesöhne seines Hauswirthes sollten in die Lehre kommen, damit

hörte die Verbindung mit Gabel auf. Die Schüler, die er noch hatte, trugen ihm nicht so viel, daß er für sich allein leben konnte und er hatte nun noch die Verpflichtung für Kunz zu sorgen. Sein Kassenbestand waren nur noch wenige Thaler. Er hatte unterwegs gesonnen was er beginnen solle, da fand er zu Hause einen kurzen Brief Konradinens. Sie schrieb:

Lieber Bruder.

In aller Eile nur wenige Zeilen. Herr Fels sagt mir so eben daß der Nachmittagsprediger an der hiesigen Stephanskirche eine bessere Stelle bekommen habe und binnen kurzem von Cederwalde fortgehe. Die Besetzung der nun frei gewordenen Stelle steht dem hiesigen Stadtrath zu. Herr Fels hat gleich an Dich gedacht und verspricht Dir seinen ganzen Einfluß für Deine Wahl anzuwenden, wenn Du Dich um die Stelle bewerben willst. Dieselbe trägt zwar wenig, indessen ist sie doch ein Anfang, und bist Du erst ein paar Jahre hier, so kannst Du eher eine bessere bekommen. Wenn Du nun Lust hast dieselbe anzunehmen, so wäre es am besten Du kämest so bald als möglich hierher. Ach indem ich dieses schreibe klopft mir das Herz hörbar. Nach langer Trennung sollen wir uns wiedersehen. Ich kann mir den Gedanken noch gar nicht ausmalen. Schreibe mir ob Du kommen willst. Ich muß aber diese Zeilen schließen, wenn die Post sie noch mitnehmen soll. Lebe wohl, mein lieber, lieber Bruder — das Mal kann ich schreiben: auf Wiedersehen.

Deine treue Schwester Konradine.

Für Ehrenfried war dieser Brief ein Wink des Schicksals. Es verstand sich für ihn von selbst daß er nach Cedernwalde ginge. Er sollte endlich ein Amt bekommen, — und er sollte seine Schwester wiedersehen, von der die Trennung ihm so schwer gefallen war.

Was er in der Residenz zu besorgen hatte war bald geordnet. Da seine Geldmittel beschränkt waren, mußte er den Weg mit Kunz zu Fuße machen. Daß er diesen mitnahm dünkte ihm selbstverständlich. Er sandte seinen Koffer mit der Post voraus, packte die nothwendigsten Kleidungsstücke in sein Ränzchen und an einem schönen Morgen des Spätsommers trat er seine Reise an. — Gabel und Metz gaben ihm eine Stunde weit das Geleite und schieden dann von ihm, den sie liebten, mit herzlichem Händedrucke. Namentlich Metz fiel die Trennung von dem Manne schwer, den er als seinen Retter betrachtete. Als die beiden Männer den Rückweg nach der Stadt angetreten hatten, wanderten Ehrenfried und Kunz mit frischem Muthe weiter. Kunz trug den Kasten mit der alten Amati, von der sich Ehrenfried nicht trennen mochte.

15

16.

Nach mehrtägiger Wanderung kamen sie in Cedernwalde an. Es war Nachmittags gegen drei Uhr. Der erste Gasthof, der ihnen aufstieß war das goldene Lamm, ein stattliches Gebäude mit vielen wohnlich hellen Fenstern.

Ehrenfried beschloß hier einzukehren. Sie traten ein und fragten nach einem Zimmer. Der Portier sah sie von oben bis unten an und klingelte nach dem Kellner. Auch dieser sah sie etwas hochnäsig an, ihre bestaubte Kleidung, der Geigenkasten, den Kunz trug, mochten ihm keinen hohen Begriff von dem Stande der Wanderer geben und er entgegnete kurz: es seien keine Zimmer frei. Ehrenfried fühlte sich durch die Hochnäsigkeit des Kellners beleidigt und erwiederte: das sei sicher eine Unwahrheit, da hier ein Gasthof mit Aushängeschild sei, so seien sie verpflichtet Reisende aufzunehmen und er bestehe darauf ein Zimmer zu haben. Der Kellner erwiederte unhöflich: daß hier nur ein Gasthaus für anständige Reisende, nicht für Fußgänger und Musikanten sei. Ehrenfried wurde heftig und hieß den Kellner einen groben Menschen. Das Gespräch wurde ziemlich laut geführt und eben als der Kellner antworten wollte, kam ein Herr den Hausgang herunter und rief: „holla, was giebt es hier?"

„Musikanten, die hier wohnen wollen", rief der Kellner.

„Einen groben Kellner", rief Ehrenfried zugleich, „wo ist der Herr des Hauses?"

„Der bin ich", sagte der Herr nähertretend, faßte Ehrenfried ins Auge, stürzte dann auf ihn zu ihn umarmend und rief: „Braunsdorf, alter, lieber Freund, sei tausend Mal willkommen."

„Reifedanz", rief seinerseits Ehrenfried, den alten Freund umarmend.

Reifedanz war ganz aufgeregt vor Freude, drehte Ehrenfried von links nach rechts und von rechts nach links,

um ihn von allen Seiten zu besehen und sagte: „bist fast noch hübscher geworden, als du warst, siehst männlicher aus! Hattest früher etwas Mädchenhaftes mit deinem blonden Haar und deinen blauen Augen. Hätte ich mir die Freude doch nicht träumen lassen dich hier zu sehen.“ Dann wandte er sich an den Kellner, der ziemlich verblüfft dastand und rief: „wie können Sie so dreist sein einem Reisenden die Aufnahme zu versagen, weil er zu Fuße geht. Ich bin viele Meilen zu Fuße gewandert und habe da am meisten gelernt, denn ich war allein mit meinen unsterblichen Gedanken. Geschwind öffnen Sie Nummer eins für den Herrn Doctor — doch nein, Nummer zwei öffnen Sie, da steht ein Flügel.“

Der Kellner flog die Treppe hinauf, Ehrenfried aber sagte: „lieber Freund, laß mir ein bescheidenes Zimmer geben, meine Kasse ist nicht in glänzenden Umständen. Reibedanz erwiederte: „du scheinst mit Gewalt hier Streit anfangen zu wollen. Erst zankst du dich mit dem Kellner und nun beleidigst du mich, indem du von Kasse sprichst. Wenn du so fortfährst, bringst du es wirklich noch dahin hinausgeworfen zu werden. Aber hier im Vorhause ist kein Ort zum Sprechen, komm, komm, mache es dir bequem.“ Damit führte er die Reisenden in ein großes, prächtig ausgestattetes Zimmer im ersten Stock, worüber Kunz große Augen machte, der so etwas noch nicht gesehen hatte. Die Reisenden machten es sich bequem; da sie hungrig waren, ward bald ein gutes Mittagessen herbeigeschafft und die Freunde sprachen sich aus. Ehrenfried erzählte

kurz was ihn hierher führe und sagte dann: „aber nun erzähle mir, Freund, welche Veränderung ist mit dir vorgegangen? Ich suche dich in Gedanken auf den Gipfeln des Parnasses und finde dich —“

„Und findest mich als Gastwirth wieder“, fiel Reibedanz lachend ein; „ja Freund, der Gipfel des Parnasses ist bekanntlich sehr steil, man muß ein tüchtiger Steiger sein und dabei keinen Schwindel haben, um ihn erklimmen zu können. Und da ich endlich eingesehen habe daß ich starken Schwindel besaß, habe ich es aufgegeben nach dem Lorbeer zu geizen. Mit einem Worte ich habe von meinen alten Schrullen so viel abgelegt als möglich und bin aus einem verkannten Genie ein ehrbarer Philister geworden.“

„Und was hat denn diese glückliche Veränderung bewirkt?“

„Je nun den Erfolg meines Stückes in Ulmenhain habe ich mir immer und immer überlegt und da ich durchaus keinen zweiten erringen konnte, sah ich endlich ein daß ich damals gefoppt worden bin. Das ärgerte mich fürchterlich, bekehrte mich aber zugleich. Am meisten zu meiner Bekehrung trugen aber zwei hübsche Augen bei — alle Wetter da fällt mir ein daß ich dich eigentlich gar nicht aufnehmen sollte, denn du bist der gefährlichste Gast, den ich bekommen könnte.“

„Wie so?“

„„Weißt du denn wer meine Frau ist?““

„Nein.“

„„Klotilde! Sieh, du Schelm, du wirst roth bei diesem Namen.“

„Ich verstehe den Zusammenhang nicht.“

„„Klotilde, oder eigentlich ihr Vater, unser alter Director hatte von seinem Bruder diesen Gasthof geerbt und gab das Theater daran, um hier Wirth zu werden. Da kam ich auf meinen Wanderungen hierher, kehrte hier ein, erneute die alte Bekanntschaft und fand dann daß Klotilde sehr hübsche Augen und nebenbei noch viele andere bemerkenswerthe Eigenschaften hatte. So lange ich noch Genie war und nur mich selbst liebte, hatte ich das nicht bemerkt. Daß ich es jetzt that war offenbar ein Zeichen meiner wiederkehrenden Geistesklarheit. Genug ich verliebte mich, mein Weibchen theilte meine Gefühle, dem Alten wurde das Geschäft zu sauer und er war froh einen rüstigen Schwiegersohn zu bekommen — und so ward ich ehrbarer Gastwirth und befinde mich sehr wohl. Aber Klotilde hat mir gestanden daß sie dir einmal recht gut gewesen sei, daß du aber nichts von ihr habest wissen wollen.““

„Wenn sie mir einst gut war, lag das wol mehr in ihrer Phantasie als in ihrem Herzen.“

„„So ist es, ehrliche Seele! Du hättest viel Unheil anrichten können, wenn du auf die Phantasie des armen Mädchens eingegangen wärst. Daß du es nicht thatest beweist wie brav du bist. Doch ich muß dich gleich meiner Frau vorstellen.““

Ehrenfried hatte nichts einzuwenden und Reibedanz führte ihn auf das Zimmer Klotildens. Diese erröthete,

als sie Ehrenfried erkannte und hieß ihn etwas verlegen willkommen. Reibedanz aber sagte: „Weibchen, du bist höllisch roth geworden, alte Liebe rostet nicht. Ehrenfried, Ehrenfried, ich muß dich doch aus dem Hause schaffen."

Klotilde schlug ihn auf den Mund und erwiederte: „du sollst nicht so scherzen. Herr Doctor Braunsdorf ist viel besser als du und viel zu gut um das Stichblatt für deine lose Zunge abzugeben."

Indem wurde gemeldet der Wagen sei vorgefahren.

Reibedanz schlug sich vor den Kopf und rief: „alle Wetter über meine Freude habe ich das ganz vergessen. Lieber Bruder, wir haben mit andern Freunden eine große Landpartie vor, wo wir im Freien eine gute Bowle trinken wollen. Wir müssen fort."

„Der Herr Doctor kann ja mit uns fahren" sagte Klotilde.

„Ein gescheidter Gedanke", erwiederte Reibedanz, „ja, ja, du fährst mit uns."

Ehrenfried lehnte das ab und sagte daß es ihn dränge seine Schwester Konradine wieder zu sehen.

„Fräulein Konradine", fragte Klotilde, „die bei Herrn Fels im Hause ist?"

„Dieselbe!"

„„Nun da müssen Sie erst recht mitkommen, denn die treffen Sie auch in der Gesellschaft, das paßt ja vortrefflich.""

Ehrenfried überlegte einen Augenblick, allein der Gedanke war ihm unangenehm daß er Konradinen in großer

Gesellschaft wiedersehen sollte. Er hatte so viel auf dem Herzen, er mußte sie allein sehen, nicht wo die Augen vieler Menschen auf ihn gerichtet waren. Er lehnte demnach ab.

Reibedanz und Klotilde bedauerten das, da sie aber nicht länger warten durften, so fuhren sie ohne ihn fort.

Ehrenfried war es sehr unangenehm daß er das Wiedersehen Konradinens bis auf den andern Tag verschieben sollte. Jahre lang war er von ihr getrennt gewesen, jetzt war sie ihm so nahe und er konnte doch nicht zu ihr eilen. Da er sie zuerst sprechen wollte, ehe er einen andern Besuch in Cedernwalde machte, beschloß er sich die Stadt anzusehen, um den Tag auszufüllen. Er machte sich deßhalb mit Kunz auf den Weg. Cedernwalde war eine größtentheils neue Stadt, die durch die Entwicklung von Fabrikthätigkeit Bedeutung und Ausdehnung erhalten hatte. Sie enthielt deßhalb meist breite, gerade Straßen mit neuen Häusern, wodurch sie etwas einförmig, aber doch freundlich aussah. Die Umgegend war meist eben, hatte aber Wiesen und Wälder, so daß sie angenehm erschien. Nach Norden hin begrenzte eine Hügelkette den Horizont, die etwa eine Stunde weit entfernt sein mochte und die Vorberge eines dahinter liegenden höheren Gebirges bildete. Ein ziemlich großer Fluß trug dazu bei die Umgegend und die Stadt zu beleben. So kam es daß Ehrenfried einen angenehmen Eindruck von der Stadt empfing, die vielleicht sein künftiger Wohnort werden sollte.

Die Sonne war dem Untergange nahe, als er und Kunz ihre Wanderung beendet hatten und ihren Gasthof

wieder aufsuchten. Dabei kamen sie auf einen großen Platz, in dessen Mitte eine Kirche stand. An der Straßenecke lasen sie den Namen Stephansplatz. Ehrenfried vermuthete also richtig daß diese Kirche es sei, in welcher er künftig seine Thätigkeit entfalten sollte. Er blieb stehen, um sie zu betrachten, er umging sie von allen Seiten und erfreute sich an dem schönen Bau. Dabei bemerkte er daß die eine Kirchenthüre offen stand. Besen und Eimer lagen in der Thüre und verriethen daß dieselbe gereinigt worden war. Ehrenfried wollte die Kirche auch von innen sehen und ging mit Kunz hinein. Es war ein schönes, altes Bauwerk, das ihn sehr anmuthete. Er setzte sich auf eine Bank um alles mit Muße betrachten zu können. Die Stille in den hohen Räumen stimmte ihn seltsam wehmüthig und er versank so in allerhand Träume, daß er wirklich einschlief, was kein Wunder war, da er eine anstrengende Fußreise gemacht hatte und an demselben Tage noch mehrere Meilen gegangen war. Kunz, der sich in einiger Entfernung von ihm niedergelassen hatte, war auch eingeschlafen.

Es mochte etwas über eine halbe Stunde vergangen sein, als Ehrenfried wieder erwachte. Der Anblick der Kirche hatte sich geändert. Als er eintrat fielen die letzten Strahlen der sinkenden Sonne durch die hohen Fenster und vergoldeten gewissermaßen die Säulen und Bogen des Gebäudes, jetzt erhellte von der andern Seite der beinahe volle Mond die hohen Räume und ließ sie in eigenthümlichem matten Lichte erscheinen. Ehrenfried erhob sich und

weckte Kunz, um sich mit ihm zu entfernen. Doch als sie an die Thüre kamen, war diese verschlossen. Sie gingen nach anderen Thüren, alle waren geschlossen. Das war leicht zu erklären. Die Leute, welche die Kirche gereinigt hatten mochten sich eine Weile entfernt haben, während welcher Zeit die beiden Wanderer eingetreten waren. Als jene zurückkehrten schlossen sie die Thüren ohne zu ahnen daß sich jemand darin befände. Ehrenfried klopfte an die Thüre, stark und immer stärker, niemand hörte ihn. Er that dasselbe an anderen Thüren ohne einen bessern Erfolg zu haben. Halb ärgerlich, halb lachend sagte er zu Kunz: „da sind wir eingesperrt. Es scheint daß mich dieß Schicksal nicht verläßt. Was thun? Die Nacht in der Kirche zuzubringen ist keine angenehme Aussicht."

„Warten wir ein Weilchen", erwiederte Kunz, „und klopfen wir dann wieder, vielleicht geht doch endlich jemand vorbei, der uns hört."

Da fiel Ehrenfrieds Blick auf die Orgel und er rief: „gut, thun wir das; aber vorher will ich auf der Orgel spielen, wenn sie nicht verschlossen ist, ich habe gerade die Stimmung dazu. Du kannst mir die Bälge treten."

Sie stiegen hinauf, die Orgel war unverschlossen, Ehrenfried zeigte Kunz wie er die Bälge treten müsse, dann setzte er sich und spielte. Die Orgel war ein herrliches Werk und er überließ sich mit ganzer Lust seiner Phantasie. Das Wiedersehen Konradinens, das ihm bevorstand, der Tod seiner Pflegemutter, und alles, was ihm in letzter Zeit begegnet war, ging ihm durch den

Sinn. Das bleiche Licht des Mondes, die Stille rings um ihn, welche die vollen Orgeltöne wiederklingen ließ versetzten ihn in gehobene Stimmung und er gab ihr durch sein Spiel vollendeten Ausdruck. Dabei hatte er nicht bemerkt daß unterdessen die Kirchthüre geöffnet worden und zwei Männer eingetreten waren.

Als er nun eine Pause machte, rief eine Stimme von unten hinauf: „vortrefflich! Fortgefahren!"

Ehrenfried stand auf und rief hinunter: „jedenfalls ist da jemand, der in die Kirche gehört und ich muß um Entschuldigung bitten —" „keine Entschuldigung nöthig", erwiederte die vorige Stimme, „wenn Sie mir aber einen Gefallen thun wollen, so spielen Sie noch etwas." Der ganze Auftritt war etwas seltsam. Er als Eindringling in die Kirche auf dem Chore, drunten ein Mann, den er nicht kannte und der ihn bat in der Dunkelheit Orgel zu spielen! Indessen Ehrenfried ließ sich nicht gern bitten, er fragte also: „was soll ich spielen?"

„Eine feste Burg ist unser Gott, wenn es Ihnen recht ist", antwortete die Stimme von unten.

Ehrenfried that was gewünscht wurde. Er begann mit einer Einleitung, spielte dann einfach die herrliche Melodie des Chorals, variirte dann dieselbe, ließ die Melodie wiederum einfach in verschiedenen Registern erklingen und verarbeitete sie dann in einem kräftigen, brausenden Schlußsatze.

Als er fertig war, rief die Stimme von unten: „so, nun kommen Sie herunter, darauf schmeckt nichts an=

deres mehr.„ Ehrenfried stieg mit Kunz hinunter, wobei ihm auf der engen Treppe der helle Mondschein sehr zu statten kam und fand sich unten angekommen zwei Männern gegenüber, von denen der eine, wie sich aus dem Schlüsselbunde entnehmen ließ, das er trug, der Küster war. Der andere war ein ältlicher Herr in feinen modischen Kleidern. Dieser trat auf ihn zu und sagte: vortrefflich, Herr, ganz vortrefflich. Das haben wir in diesen Mauern noch nicht gehört. Aber wie kommen Sie um diese Zeit in die verschlossene Kirche?“

Ehrenfried nannte seinen Namen und berichtete den Zusammenhang. Der alte Herr erwiederte: „so, so, Sie sind der Candidat Braunsdorf? Nun wenn Sie so gut predigen, wie Sie Orgel spielen, kann es Ihnen nicht fehlen, dann bekommen Sie alle Stimmen bei der Wahl.“ Dann wandte er sich an den Küster und sagte: „Sie sehen, Herr Kräuter, es sind weder Spitzbuben noch muthwillige Burschen, die in die Kirche gedrungen sind, lassen Sie die Sache auf sich beruhen, ich nehme alles auf mich.“ Der Küster murmelte etwas in den Bart. Er hatte wahrscheinlich geglaubt jemanden zu erwischen, den er wegen unbefugten Eindringens in die Kirche und noch unbefugteren Orgelspiels zur Strafe hätte anzeigen können, und es schien ihm gar nicht recht zu sein daß die Frevler so davon kommen sollten. Indessen mußte der alte Herr ein Mann von Gewicht sein, denn er wagte keinen offenen Widerspruch und schloß brummend die Kirche, als sich alle entfernt hatten. „Wenn Sie nach dem goldnen Lamme

wollen", sagte draußen der alte Herr, „will ich Sie begleiten, Sie könnten sich noch verlaufen, da Sie fremd in der Stadt sind." Ehrenfried nahm das dankbar an. Unterwegs erzählte der alte Herr daß er zufällig bei der Kirche vorübergegangen sei, Orgelspiel gehört und dann den Küster gerufen habe. Als sie am Gasthofe angekommen waren, wollte Ehrenfried sich dankend verabschieden, der alte Herr aber sagte: „Sie können doch am heutigen Abend nichts Ordentliches mehr anfangen, ich aber habe noch Lust etwas zu plaudern. Wenn Sie nichts dagegen haben, bleibe ich noch ein Stündchen bei Ihnen und wir trinken noch ein Glas Wein zusammen." Sie traten in das Gastzimmer, wo ihnen Reibedanz entgegenkam, der gegen den alten Herrn sehr höflich war. Dieser bestellte etwas zum Abendessen, wollte aber ein besonderes Zimmer haben, da es ihm in der allgemeinen Gaststube zu laut wäre. Reibedanz erwiederte: „wenn Sie mit meinem Freunde zusammen sein wollen, essen Sie am besten auf seinem Zimmer, Sie sind da am ungestörtesten." Der Vorschlag gefiel und wurde ausgeführt. Bald saß Ehrenfried mit dem alten Herrn bei einem wohl besetzten Tische, während Kunz mit richtiger Bescheidenheit in der Gaststube blieb. Der alte Herr fragte Ehrenfried nach seinen Lebensumständen und dieser gab willig Bescheid. Er war freudig erregt, denn alles in Cedernwalde kam ihm freundlich entgegen, zuerst sein alter Genosse Reibedanz, jetzt der alte Herr, der in seinem Wesen etwas hatte, was gleich Zutrauen erweckte. Ein Glas guten Weines belebte die

Stimmung. Nachdem sie längere Zeit gesprochen hatten bemerkte der alte Herr den Geigenkasten und rief: „Sie spielen auch Geige?“ Ehrenfried bejahte und jener sagte: „so lassen Sie mich etwas hören. Es ist vielleicht unbescheiden von mir Sie zu quälen, indessen ich bin ein alter Musiknarr und Sie müssen meiner Narrheit etwas zu Gute halten.“

Ehrenfried war bereit, brachte seine Geige in Ordnung und spielte. Da der alte Herr ganz still in einer Sophaecke saß, vergaß er beinahe dessen Anwesenheit und überließ sich ganz seiner Phantasie. Er nahm verschiedene Themata, variirte sie, verknüpfte sie und bereitete seinem Zuhörer wirklich einen großen Genuß. Als er die Geige endlich weglegte, stand dieser auf und sagte: „Herr Doctor Braunsdorf, viel Worte machen ist meine Sache nicht, aber Sie haben sich heute in mir einen Freund gewonnen. Alle Wetter, junger Herr, Sie haben mir verschiedene Male das Wasser in die Augen gepumpt. Ich habe jetzt genug, ich muß das erst verdauen, was ich gehört habe. Es ist auch spät geworden, also gehe ich. Aber eins bitte ich Sie, morgen früh besuchen Sie mich. Um zehn Uhr erwarte ich Sie.“ Ehrenfried machte Einwendungen. Sein erster Gang sollte Konradinen gelten. Der alte Herr schaute ihn einen Augenblick lächelnd an und sagte darauf: „da haben Sie Recht, zuerst müssen Sie die Schwester besuchen. Aber dann kommen Sie zu mir.“ Ehrenfried versprach das und fragte nach dem Namen seines neuen Freundes. Dieser lachte und erwiederte:

„lassen Sie sich den von Ihrer Schwester sagen. Fragen Sie sie nur nach dem größten Musiknarren in Cedernwalde, dann wird sie mich schon nennen.“ Damit entfernte sich der alte Herr. Jetzt kam Reibedanz herein. Ehrenfried fragte ihn wer der Herr sei, dieser aber erwiederte lachend: er würde es schon erfahren, vor der Hand wolle jener ungenannt sein. Beide saßen dann noch eine Zeit lang beisammen und plauderten von alten Zeiten und spät erst suchte Ehrenfried sein Lager.

16

17.

Am nächsten Vormittage suchte Ehrenfried Konradine auf. Das Haus des Herrn Fels war groß und seine Einrichtung zeugte von Reichthum. Ehrenfried wurde in ein Zimmer geführt und gemeldet. Mit klopfendem Herzen erwartete er die Schwester. Sie trat ein, blieb bewegt an der Thüre stehen, streckte beide Hände aus und rief: „Ehrenfried!“ „Konradine“, rief er, stürzte auf sie zu, ergriff ihre beiden Hände und zog sie mitten in das Zimmer. So standen sie beide und schauten sich an, während ihnen die Thränen in den Augen standen. Konradine faßte sich zuerst und sagte: „du hast dich sehr verändert, Ehrenfried, bist kräftiger und männlicher geworden, aber ich hätte dich unter tausenden erkannt, wärst du mir auch entgegengetreten ohne daß ich vorbereitet war. Dein liebes, gutes Auge ist unverändert geblieben.“

„Und du, Konradine“, erwiederte er, „wie anders bist du geworden und bist doch wieder dieselbe. Ich kann mich nicht in dich finden. Du bist größer als dein Bild in meiner Erinnerung, deine Haltung, dein Wesen ist — wie soll ich sagen — vornehmer, und doch ist deine Stimme noch eben so lieb wie vordem.“

Sie setzten sich nieder, sie begannen ihre Erinnerungen auszutauschen, sie blieben bei keinem Gegenstande stehen, sondern wendeten das Gespräch bald auf dieses und jenes. Sie gedachten in stiller Wehmuth des heimgegangenen Großvaters und sprachen von der Zukunft. Besonders that das Konradine, welche den dringenden Wunsch an den Tag legte daß Ehrenfried in Cedernwalde bleiben möge. Die Stelle sei zwar eine gering besoldete, doch würde von dieser aus in ein paar Jahren sich schon eine bessere finden.

So mochten sie eine Stunde lang geplaudert haben, als die Thüre sich öffnete und der alte Herr vom vorigen Abend eintrat und sagte: „haben Sie gefragt, Herr Braunsdorf?“

Ehrenfried wußte nicht gleich wo der alte Herr hinaus wollte und erwiederte: „was soll ich fragen?“

„Nach meinem Namen sollen Sie fragen, denn Sie haben mir für heute Morgen einen Besuch zugesagt, und es wird die höchste Zeit, wenn Sie Ihr Wort halten wollen.“

„Verzeihen Sie“ — sagte Ehrenfried.

„Schon gut“, erwiederte der alte Herr, „ich will für Sie fragen. Konradine, sage wer der größte Musiknarr in Cedernwalde ist.“

Konradine stand auf, machte eine tiefe Verbeugung und sagte:

„Herr Walter Fels. Diesen Ruhm läßt er sich nicht streitig machen.“

„Wie“, rief Ehrenfried, „Sie sind Herr Fels?“

„Herr Fels“, sagte Konradine, „mein liebes Väterchen, der sich alle Mühe giebt mich zu verziehen und mich schon recht unartig gemacht hat.“

„Und ich strafe dich doch genug“, sagte Herr Fels lächelnd, indem er das anmuthige Mädchen auf die Stirn küßte, „aber der Muthwille will nicht weichen!“

Ehrenfried sah aus der Art und Weise, wie Herr Fels mit Konradinen verkehrte daß diese ganz die Stellung eines Gliedes der Familie gewonnen hatte, und das that ihm unendlich wohl. Er blickte mit Stolz und Befriedigung auf seine Schwester, die nur durch ihren persönlichen Werth sich diesen Platz errungen hatte. Herr Fels sagte nun weiter: „Ich habe euch eine Stunde Zeit gelassen euch auszusprechen, das ist für das erste Wiedersehen genug. Ihr könnt euch noch viel ausplaudern. Ich denke dein Bruder, Konradine, wird einem Frühstück nicht aus dem Wege gehen.“

Sie gingen darauf in ein andres Zimmer, wo ein Frühstück bereitet war. Hier fand sich auch Adelgunde ein, die nichts mehr von der stillen Traurigkeit hatte, von welcher Konradine geschrieben, die im Gegentheil blühend und heiter aussah. Sie begrüßte Ehrenfried ganz herzlich als den Bruder ihrer lieben Konradine. Frau Fels war

etwas leidend und verließ ihr Zimmer nicht. Das Gespräch wandte sich bald auf Musik und Herr Fels sagte: „wir haben vor ein paar Tagen eine neue Oper bekommen, in der ein paar hübsche Lieder sind. Adelgunde möchte sie wol einmal singen, aber wir haben niemanden zur Hand, der sie begleiten könnte, denn von uns kann keiner Partitur spielen."

„Da ist leicht geholfen", erwiederte Ehrenfried, „ich will das Fräulein gern begleiten."

„Sie spielen Partitur", fragte Fels mit leuchtenden Augen.

„Das habe ich noch bei Vater Volkner gelernt", antwortete Ehrenfried. Dann setzte er sich an das Klavier, begleitete die Lieder, und spielte auf Verlangen auch die Ouvertüre der neuen Oper aus der Partitur. Er hatte eben geendet, als ein Diener eintrat und einen Brief brachte. Herr Fels las denselben und seine Züge verriethen dabei den tiefsten Unmuth. Man fragte ihn ob er schlimme Nachrichten bekommen habe und er rief ärgerlich: „die unangenehmsten, die ich mir denken kann. Wir haben hier eine Concertgesellschaft, Herr Braunsdorf, die morgen ihr Stiftungsfest feiert. Dabei wird jedes Mal ein Concert gegeben. Zu der morgenden Aufführung nun hatten wir den bekannten Virtuosen König eingeladen, der zwei Violinsachen spielen sollte. In diesem Briefe schreibt er nun ab, er ist unwohl. Jetzt sitzen wir schön in der Verlegenheit." Alle bedauerten den bösen Zufall, Herr Fels aber rief plötzlich: „Sie könnten uns gleich aus der Verlegenheit helfen, Herr Braunsdorf."

„„Ich?““

„Ja, Sie. Treten Sie für den Ausbleiber ein, spielen Sie morgen im Concerte.“

„„Ich? Wie könnte ich das?““

„Herr, Sie spielen vortrefflich, ich habe es gestern gehört und ich verstehe mich etwas auf die Sache. Ich kratze selbst auf der Geige und daß ich wirklich nur kratze, habe ich gestern Abend bei Ihrem Spiele recht lebhaft gefühlt.“

„„Aber ich habe noch niemals öffentlich gespielt.““

„Sie werden sich doch nicht fürchten? Sind ja als Prediger das öffentliche Auftreten gewohnt.“

„„Aber eben als Prediger darf ich es nicht. Man hat mir die Beschäftigung mit Musik schon einmal sehr übel aufgenommen.““

„Ich weiß das von Konradinen“, erwiederte Herr Fels, „aber hier ist ein Unterschied. Damals hat man Ihnen verübelt daß Sie bei dem Theater beschäftigt waren, hier ist von einem Concerte die Rede.“

Der Gedanke öffentlich zu spielen war für Ehrenfried ganz neu, allein nicht unangenehm. Daß er nicht schlecht spiele wußte er, hatte ihm das doch sein verstorbener Lehrer schon gesagt, und seit der Zeit hatte er fleißig geübt und also Fortschritte gemacht. Es erschien ihm erhebend einmal dem Publicum gegenüber zu stehen und ihm mitzutheilen wie er fühle und die Musik verstehe. Er wandte sich an Konradinen um ihre Meinung. Diese sagte einfach: „ich wüßte nicht warum du es nicht thun solltest.“

Das entschied und er sagte zu. Herr Fels war äußerst erfreut und fragte nun was er spielen wolle.

Ehrenfried schlug Beethovens großes Concert in D-dur vor. Herr Fels sprang vor Freude in die Höhe und rief: „prächtig, prächtig! Beethoven! Mann, ich möchte Sie küssen, daß Sie mir Beethoven bringen. Und dieses Concert, dieses Meisterwerk, das unübertroffen dasteht. Ach Gott ich habe selbst an diesem herrlichen Stücke herumgestümpert. Aber es nun von einem Meister zu hören ist zu prächtig!"

Ehrenfried gerieth fast in Verlegenheit und suchte die Lobsprüche abzulehnen, doch Herr Fels sagte: „ich weiß was ich rede. Aber Sie müssen zwei Mal auftreten, und da wir nun einmal bei Beethoven sind, so bitte ich noch um die Romanze in G-dur.

„Beethoven zwei Mal", fragte Ehrenfried, „wird das passend sein?"

„Du kannst Beethoven zwanzig Mal bringen", sagte Konradine lachend, „für Vater Fels ist das nicht zuviel."

„Beethoven kann man nie zu viel bekommen", rief Herr Fels, „du brauchst dich gar nicht lustig zu machen. Also das Concert und die Romanze! Abgemacht. Wie werden Sie spielen! Und wie wird das klingen auf Ihrer herrlichen Geige! Herr, das ist ein Prachtinstrument! Wo haben Sie das her?"

Ehrenfried theilte es mit und nach näherer Verabredung wegen der Probe empfahl er sich, indem er sagte

daß er noch tüchtig üben müsse, wenn er auch die beiden Stücke gut inne habe.

Zum Abend kam er auf einige Stunden wieder. Es gefiel ihm sehr wohl in diesem Hause. Doch entfernte er sich frühzeitig, um noch einige Stunden der Nacht zum Ueben anzuwenden.

Am andern Morgen war die Probe. Zur Aufführung sollten kommen die Symphonie in C-moll von Beethoven, die beiden Concertstücke Ehrenfrieds, eine Ouverture und ein kleiner Quartettsatz. Da der alte Cantor, der Dirigent der Concerte, nicht zur bestimmten Zeit erschien, begann man erst die Stücke Ehrenfrieds zu probiren. Das Orchester, zu zwei Dritteln aus Musikern von Fach, zu einem Drittel aus Dilettanten bestehend, war natürlich sehr gespannt einen jungen Mann auftreten zu hören, von dem kein Mensch etwas wußte, dessen Name noch nie und nirgends genannt worden war. Auch mehrere im Saale befindliche Herren, die wol zur Direction der Concertgesellschaft gehören mochten, betrachteten Ehrenfried mit aufmerksamster Neugierde. Dieser fühlte sich allerdings etwas befangen, war aber doch entfernt von wirklicher Angst. Er spielte zuerst die Romanze. Das Orchester begleitete gut und ohne Anstoß. Nachdem das Musikstück zu Ende war, bezeugte das Orchester lebhaft seinen Beifall. Es entstand allgemeine Unruhe im Saale, die Anwesenden sprachen sich unter einander auf das Günstigste über das Spiel, den Ton, die Fertigkeit, das Seelenvolle des Vortrags aus.

Dasselbe in noch stärkerem Maße fand nach dem Vortrage des großen Concertes statt. Die anwesenden Herren umringten Ehrenfried und zu ihnen gesellte sich Herr Fels, der im Orchester mit gespielt hatte. Man sagte ihm die artigsten Worte über seine Leistung.

Indem das geschah trat der Orchesterdiener herein und berichtete daß der Cantor unmöglich kommen und dirigiren könne, da er sich einer Erkältung wegen in Acht nehmen müsse. Neue Verlegenheit. Man sprach hin und her, endlich rief Herr Fels: „Sie müssen uns aus der Verlegenheit helfen, Herr Braunsdorf, Sie müssen heute Abend dirigiren."

Ehrenfried erschrak und rief: „ich? Wie kann ich das? Ich habe noch niemals dirigirt!"

„Wie", sagte Herr Fels, „Sie haben doch schon Opern dirigirt!"

Daran hatte Ehrenfried im Augenblicke gar nicht gedacht. Er hatte nun allerdings Opern meist mit unvollkommen zusammengesetztem Orchester geleitet, wo dann das Theater, das Spiel der Sänger, die Aufführung hinzukam etwaige Mängel überhören zu lassen. Hier aber galt es eine Symphonie im Concert, mit gut besetztem Orchester zu dirigiren, wo es allein auf die Musik ankam, und jeder Fehler von einem musikalisch gebildeten Publicum gehört werden mußte. Das ließ ihn seine Aufgabe um so größer und schwieriger erkennen und er sträubte sich entschieden. Indessen man redete ihm zu, das Concert hätte unterbleiben müssen, da man keinen an=

dern Dirigenten hatte, und er beschloß es zu versuchen. Da er die classischen Werke der großen Meister alle genau kannte, bedurfte er keiner weitern Vorbereitung. Das Orchester, das ihn als Künstler auf der Violine hatte schätzen lernen, folgte willig, die Uebung, die er sich beim Theater erworben hatte, kam ihm sehr zu Statten und siehe da — es ging vortrefflich. Ehrenfried hörte jeden Fehler und ließ keinen durchgehen. Er sah auf die Feinheiten und Schattirungen des Vortrags und unterbrach so oft, bis alles so heraus kam, wie er es wollte. Obschon das Orchester die Symphonie schon oft gespielt hatte, erschien sie ihm wie ganz neu unter Ehrenfrieds Leitung, es war als hauche dieser der Aufführung ein ganz neues Leben ein. Zwar dauerte die Probe länger als gewöhnlich, allein die Musiker hielten unverdrossen aus, sie hatten ihre Freude an dem frischen, neuen Geiste, den Ehrenfried in die Aufführung brachte.

Als die Probe beendet war, umringten ihn die Herren der Concertdirection aufs Neue und überhäuften ihn mii Lobsprüchen, Herr Fels aber stürzte auf ihn zu, umarmte ihn und rief: „Sie sind ein Prachtmensch, lieber Braunsdorf, so haben wir die Symphonie noch nicht gespielt so lange in Cedernwalde Musik gemacht wird.“ Ehrenfried war auf das Freudigste erregt und gedachte mit stillem Danke seines alten Meisters Volkner, der mit ihm die großen Meister studirt und ihn in deren Verständniß eingeweiht hatte.

Herr Fels wollte ihn mit zu Tische nehmen, allein Ehrenfried schlug das entschieden aus. Er fühlte sich er-

schöpft, er mußte ruhen und sich in Stille und Einsamkeit vorbereiten zu dem, was er am Abend leisten sollte.

Der Abend kam, das Concert hatte den günstigsten Verlauf. Ehrenfried errang durch sein Spiel den stürmischsten Beifall, und ebenso machte die Symphonie unter seiner Leitung einen Eindruck, der ein wahrhaft elektrisirender zu nennen war. Lauter Jubel erscholl am Schlusse, und das Publicum verlief sich mit jenen lauten Gesprächen, die immer anzeigen daß es im höchsten Grade befriedigt ist.

Nach dem Concert sollte ein Festessen stattfinden. Während der Saal sich leerte und die ersten Vorbereitungen zu dem Essen getroffen wurden, zog sich Ehrenfried in ein kleines Zimmer zurück, das ihm für sich angewiesen worden war. Seine Pulse klopften fieberisch. Die beiden Violinstücke spielen und die Symphonie dirigiren war eine bedeutende geistige wie körperliche Anstrengung. Und nun dieser Erfolg. Der größte Theil des Beifalls, der erschollen war, galt doch ihm! Und solcher Beifall hat etwas Berauschendes, dem niemand widersteht. Was Wunder daß er sich in der größten Aufregung befand.

Kaum war er indessen zehn Minuten allein gewesen, als Herr Fels eintrat. Dieser reichte ihm die Hand und sagte: „wo das Publicum so laut gesprochen hat, brauche ich kein Wort mehr hinzuzufügen. Es dauert noch ein halbes Stündchen bis wir zur Tafel gehen können. Machen wir in der Zeit etwas anderes ab. Hier lesen Sie, unterschreiben Sie.“ Mit diesen Worten überreichte er Ehrenfried einige Bogen Papier. Dieser las und sah

staunend den alten Herrn an. Was er gelesen hatte war ein förmlicher Vertrag, in welchem ihn die Stadt Cedernwalde zum städtischen Musikdirector ernannte. „Was soll mir das", sagte er, „Sie wissen daß ich Theolog bin, daß ich Pfarrer werden will."

„Nichts Theolog, ein Musiker sind Sie", sagte Herr Fels. „Lassen Sie sich erklären. Wir lieben in unserer Stadt die Musik und pflegen dieselbe. Allein uns fehlt ein ausgezeichneter Musiker von Fach, der an der Spitze unseres ganzen Musiktreibens steht, der es mit echt künstlerischem Hauche beseelt. Unser alter Cantor ist bis jetzt die bedeutendste musikalische Autorität unserer Stadt gewesen, allein er ist sehr bejahrt, hat keine Kräfte mehr und wünscht dringend endlich in Ruhestand versetzt zu werden. Da hat denn die Stadt beschlossen einen städtischen Musikdirector anzustellen und hat es der Concertdirection überlassen einen geeigneten Mann für diesen Posten vorzuschlagen. Seit einem halben Jahre suchen wir nach einem solchen Manne, konnten ihn aber noch nicht finden. Da hörte ich Ihr vortreffliches Orgelspiel, hörte Ihre Meisterschaft auf der Geige, und augenblicklich schoß mir der Gedanke durch den Sinn: Sie möchten der rechte Mann für uns sein. Ich wußte nur nicht ob Sie auch theoretisch so tüchtig gebildet waren, wie praktisch. Deßhalb erlaubte ich mir einige kleine Schelmereien. Ich bat Sie aus der Partitur meiner Tochter ein Lied zu begleiten. Ich erdichtete die Nachricht daß ein Virtuos abgeschrieben habe, um Sie zum öffentlichen Spielen zu be-

wegen und Sie so dem Publicum gleich glänzend vorzuführen, der Cantor mußte sich krank melden, damit Sie uns in Verlegenheit glaubten und die Symphonie dirigirten. Sie haben sich in jeder Beziehung als der ausgezeichnetste Musiker bewährt und heute Morgen nach der Probe waren sämmtliche Directoren und die anwesenden Mitglieder des Stadtraths darüber einig daß Sie der Mann seien, den wir brauchen. Hören Sie also was wir Ihnen bieten: Sie erhalten als städtischer Musikdirector sechshundert Thaler. Dafür haben Sie eigentlich nichts zu thun, Ihre Aufgabe ist bloß an der Spitze der musikalischen Anstalten zu stehen und darüber zu wachen daß die Musik in unserer Stadt in künstlerischem Geiste gepflegt werde. Wir übertragen Ihnen ferner die ganze Leitung unserer zwölf jährlichen Abonnementsconcerte und zahlen Ihnen dafür anderweitig sechshundert Thaler. Wenn Sie nun noch die Leitung der beiden großen Gesangvereine unserer Stadt übernehmen, so trägt Ihnen das wieder dreihundert Thaler. Geben Sie dann nur täglich eine Stunde Unterricht, der hier gut bezahlt wird, so haben Sie ein Einkommen, wie Sie es als Pfarrer vielleicht nie, im glücklichsten Falle aber erst nach Jahren erreichen. Also schlagen Sie ein und werden Sie der Unsrige."

„Als ich mich zum Theologen bestimmte", erwiederte Ehrenfried, „fragte ich nicht nach dem äußern Ertrage, sondern nach der Erhabenheit meines Berufs."

„„Ist denn der Beruf, den wir Ihnen bieten, ein minder erhabener? Offenbart sich in der Kunst nicht

14 *

gerade der göttliche Geist? Können und werden Sie, wenn Sie einer ganzen Bevölkerung den echt künstlerischen Geist der Musik einhauchen, nicht eben so segensreich wirken wie als Prediger? Prediger kann jeder werden, der die nöthigen Studien macht, ein großer Musiker muß aber geboren sein. Sie sind es und indem Ihnen die Natur Ihr schönes Talent gab, zeichnete sie Ihnen auch den Weg an, den Sie im Leben gehen sollten.""

Ehrenfried gerieth in die heftigste Aufregung.

Er hatte Theologie studirt, weil sich ihm das von selbst zu verstehen schien, da seine Vorältern auch Theologen waren. Er hatte nie daran gedacht daß er auch einen andern Beruf wählen könnte. Und nun wurde ihm eine Stellung geboten, die seinen Neigungen so sehr zusagte, den Neigungen, deren er sich noch gar nicht klar bewußt geworden, die er sich selbst gar nicht zu gestehen gewagt hatte. Dabei konnte er sich nicht verhehlen daß seine theologische Laufbahn halb verfahren war, daß er eine Partei feindselig gegen sich hatte, die er weder versöhnen noch bekämpfen konnte. Aber war es recht, wenn er seinen Beruf als Pfarrer aufgab? Lag darin nicht eine Art von Abtrünnigkeit? Und doch war es richtig, Pfarrer konnten hundert andere werden und viele Candidaten warteten auf eine Anstellung. Ehrenfried ging im Zimmer auf und ab und konnte zu keinem Entschlusse kommen. Endlich sagte er: „lassen Sie mir Zeit zur Ueberlegung, ein paar Tage wenigstens."

„Wenn Sie darauf bestehen", erwiederte Herr Fels,

„müssen wir uns darein fügen. Aber lieb wäre es mir Sie sagten gleich zu. Wir könnten Sie heute bei unserm Stiftungsessen gleich als unsern neuen Kapellmeister bewillkommnen."

„Ich will erst mit meiner Schwester reden", antwortete Ehrenfried.

„Das können Sie gleich", rief Herr Fels, „die Damen versammeln sich in einem Nebenzimmer."

Damit lief er fort und kam bald darauf mit Konradinen wieder indem er sagte: „da ist sie, sie weiß um was es sich handelt, ich habe ihr alles gesagt."

„Konradine", rief Ehrenfried, was soll ich thun?"

„Ich wage es kaum", erwiederte diese, „dir bei einem so wichtigen Entschlusse einen Rath zu geben. Allein der Großvater sagte einmal kurz vor seinem Tode zu mir: „schade das Ehrenfried Theolog werden will, er wäre ein ausgezeichneter Musiker geworden."

„Hat das der Großvater wirklich gesagt", rief Ehrenfried mit strahlendem Gesichte.

„Er hat es gesagt", antwortete Konradine und ich habe dieses Wort nie vergessen. Mir war es immer als ob du als Theolog deinen wahren Beruf verfehltest und dich der Kunst zuwenden solltest. Allein ich wagte nie dir das zu sagen, ich fürchtete dich irre zu machen."

„Wenn denn der Großvater jenen Ausspruch gethan hat", rief Ehrenfried, „wenn er, der alte treffliche Meister mich für würdig gehalten hat in der Kunst etwas Tüchtiges zu leisten, so soll sein Wort für mich entscheidend sein. Da meine Hand, ich bin der Ihrige, Herr Fels."

Der alte Herr jubelte laut auf und fiel Ehrenfried um den Hals. In dem Augenblicke ertönte ein Trompetenruf, das Zeichen zur Tafel. Herr Fels führte Konradinen und Ehrenfried in den Saal. Für letztern war der Ehrenplatz bestimmt und Frauenhände hatten seinen Sessel mit Blumenkränzen geschmückt. Als nun alle Blicke der großen und glänzenden Gesellschaft auf ihn freundlich gerichtet waren, gerieth er fast in Verlegenheit, er fühlte sich beschämt und wußte kaum wohin er die Augen wenden sollte. Konradine betrachtete ihn mit seligem Lächeln. Die Ehre, die man ihrem Bruder anthat, die Liebe, die man ihm entgegentrug, beglückten sie, ihr war als fiele ein Theil davon auf sie zurück. Und Ehrenfried war in seiner Bescheidenheit, in seiner Verschämtheit so jungfräulich, daß er gefallen mußte. Das Mahl nahm den heitersten Verlauf. Nach den ersten Gängen erhob sich Herr Fels und stellte Ehrenfried als neuen städtischen Kapellmeister vor. Er sprach dann einige einfache Worte über die schöne Zukunft, die das musikalische Leben in Cederwalde unter so tüchtiger Leitung haben würde und brachte Ehrenfried ein Hoch, in das alle Anwesenden mit herzlichem Jubel einstimmten. Konradine flossen die Freudenthränen über das Gesicht und als sie mit ihm anstieß sagte sie leise: „du hast das schönste Ziel erreicht.“

Ehrenfried war förmlich berauscht von seinen Erfolgen, er mußte seine ganze Besinnung zusammen nehmen, um einige dankende Worte erwiedern zu können.

Das Fest schloß so heiter, wie es angefangen hatte.

Als er nach Hause kam, als er von dem jubelnden Reibedanz, der sich freute ihn in Cedernwalde zu behalten, sich verabschiedet hatte, traf er Kunz, der auf ihn wartete. Er reichte diesem beide Hände und sagte fröhlich: „Kunz, unsere Landstreicherei hat ein Ende, wir bleiben in Cedernwalde."

18.

Das Verhältniß Ehrenfrieds gestaltete sich auf die erfreulichste Weise. Er hatte eine hübsche, geräumige Wohnung bezogen und sich daselbst behaglich eingerichtet. Kunz wollte als Diener bei ihm bleiben, da seine Anhänglichkeit an ihn ihm eine Trennung schwer machte. Indessen ging Ehrenfried nicht darauf ein. Kunz war als Knabe sein Genosse gewesen, er hatte Frau Schneidewin bis an ihren Tod gepflegt und war ihm von dieser förmlich vermacht worden, und es schien ihm unpassend wenn derselbe Diener bleiben und nicht eine selbständige Stellung erringen sollte.

Als Ehrenfried ihm das auseinander setzte und ihn aufforderte irgend einen Beruf zu wählen, zu dem er Lust hätte, entschied sich der treue Bursche dahin Gärtner werden zu wollen. In Cedernwalde war ein tüchtiger Kunstgärtner, der ihn gern in die Lehre nahm, und so hatte Ehrenfried die Freude für seinen Genossen passend sorgen zu können.

Er selbst widmete sich mit Kraft und Eifer ganz sei-

nem Beruf und erzielte überall die günstigsten Erfolge. Daß er beim Theater den Sängern ihre Partien und überhaupt ganze Opern einstudirt hatte kam ihm bei der Leitung der beiden großen Gesangvereine, die häufig auch in den Concerten mitwirkten, sehr zu statten. Sein freundliches Wesen, das doch des nöthigen Ernstes nicht entbehrte, erwarb ihm bald die allgemeine Liebe der Sänger und so brachte er in die Gesangvereine einen freundlich geselligen Ton, der früher da gefehlt hatte, da im Gegentheil daselbst oft Streit und Reibereien gewesen waren. Ehrenfried wußte neben der Liebe auch die Achtung der Menschen zu gewinnen und so unterwarf man sich gern seiner Vermittlung, seiner Entscheidung.

Die Abonnementsconcerte nahmen unter seiner Leitung einen großen, fühlbaren Aufschwung. Jetzt erst merkte er selbst welch ein tüchtiger Musiker er war. Voll von seinem theologischen Berufe hatte er bislang die Musik als Nebensache betrachtet und sich über dieselbe selbst gar keine Rechenschaft gegeben. Jetzt aber wo es nöthig war, erkannte er erst welchen Schatz von Wissen er dem alten Volkner verdankte. Er kannte nicht nur die Werke der besten Meister genau, sein alter Lehrer hatte ihn auch in den Geist, in das Verständniß derselben eingeführt, und so ward es ihm leicht als Dirigent denselben zur Geltung zu bringen. Früher war in den Concerten ein gewisser Schlendrian eingeschlichen gewesen, da niemand da war, der die Aufführungen geistig belebte. Das that aber Ehrenfried und so kam ein neuer Schwung in das Ganze.

Das Orchester spielte, die Sänger sangen mit Eifer und Lust, das Publicum nahm viel mehr Theil als früher. Jedes einzelne Concert, deren Programme Ehrenfried sehr sinnig zusammenzustellen wußte, war ein Ereigniß in der Stadt, das noch lange hinterher besprochen wurde. Bald war dann die Rede daß zwölf Concerte im Jahre nicht genug seien, daß man ihre Zahl vermehren müsse.

Auch Ehrenfrieds Privatleben war heiter und genußreich. Er war bald der tägliche Gast in dem Felsischen Hause. Daß er seine Schwester häufig besuchte war natürlich, daß er dann zu Mittag oder zum Abendessen blieb galt Herrn Fels für selbstverständlich, und daß dabei fast immer Musik gemacht wurde war erklärlich.

Ehrenfried kannte selbst eine Menge von kostbaren Compositionen tüchtiger Meister für Kammermusik, die beim großen Publicum halb vergessen sind und welche auch Dilettanten nicht leicht zu Gesicht bekommen. Außerdem forschte er nach solchen guten Werken und entdeckte fortwährend welche. Herr Fels war außer sich vor Freude so viel Schönes in der Musik kennen zu lernen, wovon er noch keine Ahnung gehabt hatte. Andere Dilettanten wurden eingeladen das auch kennen zu lernen und auch ausführen zu helfen. So bildete sich bald ein musikalisches Kränzchen, das Felsische Haus wurde eine förmliche Tonhalle und der alte Herr schwelgte förmlich in Musik.

Auch andere gute Häuser suchten Ehrenfried an sich zu ziehen und er erhielt so viele Einladungen, daß er oft nicht wußte wie er ihnen gerecht werden sollte.

Mit Reibedanz unterhielt er das freundlichste Verhältniß, er besuchte ihn so oft er konnte und verplauderte gern ein paar Stunden mit dem alten Freunde, der trotz mancher Schrullen ein Mann von Geist und Wissen und der gutmüthigste Mensch von der Welt war.

Außer diesem hatte sich noch ein alter Freund in Cedernwalde eingefunden. Das war Adolf Werner. Er hatte ein Jahr auf Reisen im Auftrage des Herrn Fels zugebracht und war jetzt zurückgekehrt und in das Geschäft desselben eingetreten. Herr Fels war ganz mit ihm ausgesöhnt, wollte ihn als Theilhaber in sein Geschäft nehmen und die Verlobung mit Adelgunden hatte stattgefunden. Daß Werner an Ehrenfried mit großer Dankbarkeit hing ist selbstverständlich, und beide hatten manche schöne Stunde mit einander.

Konradinen sah Ehrenfried täglich. Da aber beide vielfach beschäftigt waren, so sahen sie sich selten und auch dann nur kurze Zeit allein. Meist waren sie in Gesellschaft anderer beisammen. So hatten sie selten zu einem gemüthlichen Austausche ihrer Gedanken Gelegenheit. In dieser Art verging der Winter. Die Concerte waren zu Ende, die geselligen Kreise wurden seltener, Ehrenfried bekam etwas mehr Ruhe, er fand mehr Stunden, wo er sich selbst leben und studiren konnte. Das angebrochene Frühjahr und der kommende Sommer waren für ihn gewissermaßen Ferien. Er wollte dieselben benutzen um sich in einer größern Composition zu versuchen. Da ihm Lieder und kleine Klavierstücke ganz hübsch gelungen waren, wollte er sich an etwas Größeres wagen.

Eines Tages da erhielt er die Aufforderung eine neue Orgel zu prüfen, die in einem benachbarten kleinen Städtchen aufgestellt worden war. Herr Fels, der bei Anschaffung der Orgel betheiligt gewesen, fuhr mit ihm hin. Nachdem das neue Werk geprüft und gut befunden worden, kehrten beide nach Cedernwalde zurück. Als sie noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt waren, machte Herr Fels den Vorschlag auszusteigen und durch ein Lustwäldchen nach der Stadt zu gehen. Ehrenfried stimmte zu und es entspann sich zwischen beiden ein lebhaftes Gespräch. Plötzlich blieb Herr Fels stehen und sagte: „lieber Kapellmeister, Sie wissen wie sehr Sie mir in's Herz gewachsen sind, aber mich peinigt immer eine Furcht Ihretwegen."

„„Und welche?""

„Daß man Ihnen einmal von auswärts eine angenehmere Stellung bietet und daß Sie dann fortgehen."

„Damit hat es gute Wege", sagte Ehrenfried lachend.

„Ich hätte doch gern eine Sicherheit für Ihr Bleiben", erwiederte Herr Fels.

„„Wie könnte ich Ihnen die geben?""

„Heirathen Sie. Haben Sie ein eignes Haus, einen eignen Hausstand, gehen Sie nicht so leicht fort und wir sind Ihrer sicherer."

Ehrenfried schüttelte den Kopf und sagte lächelnd: „heirathen? Das geht nicht."

„Haben Sie denn nie daran gedacht", fragte Herr Fels.

„„O ich habe schon Anträge bekommen, aber es geht eben nicht.""

„Warum nicht?“

„„Hm ich habe kein Verlangen nach der Ehe, ich kann mir mich gar nicht verheirathet denken. Es geht schon Konradinens wegen nicht. Sie ist die Person, die mir am nächsten steht, stehen muß, immer stehen wird — wie sollte das bei einer Heirath werden? Müßte nicht dann meine Frau mir eben so nahe, ja näher stehen? Würde sie nicht gewissermaßen zwischen mich und Konradinen treten? Sie sehen, es geht nicht.““

„Wenn aber nun Konradine selbst heirathet?“

Ehrenfried blieb stehen, starrte Herrn Fels erschrocken an und sagte stotternd: „Konradine — heirathen?“

„„Allerdings. Soll denn das hübsche, blühende Mädchen eine alte Jungfer werden?““

Ehrenfried wiederholte ganz verwirrt: „Konradine — heirathen?“

„„Nun ja, das soll sie. Und zwar je eher je lieber. Sie ist schon über fünfundzwanzig Jahre alt und es wird hohe Zeit. Was ich dazu thun kann sie unter die Haube zu bringen soll geschehen.““

Ehrenfried wußte nicht was er sagen sollte. Ein unendliches Weh erfaßte ihn, sein Herz schnürte sich krampfhaft zusammen.

„Sie hat schon Anträge genug gehabt“, fuhr Herr Fels fort, „bis jetzt aber hat sie alle ausgeschlagen.“

„Anträge“, stammelte Ehrenfried.

„Mein eigner Sohn Friedrich hat sie geliebt“, sagte Herr Fels, „als sie noch bei meinem Bruder auf der Pa=

piermühle war. Als sie dann bei Fräulein Ulrike lebte, wohnte ihr ein junger reicher Mann gegenüber, der sie sehr liebte und mich dringend bat ihn mit ihr bekannt zu machen. Sie lehnte es aber entschieden ab. Und noch jetzt weiß ich zwei junge achtbare Männer, die ihr Auge auf sie geworfen haben."

Jedes Wort traf Ehrenfried wie ein Dolchstich.

„Davon hat sie mich nie etwas merken lassen", sagte er verwirrt.

„Das wundert mich", erwiederte Herr Fels, „da sie doch sonst keine Geheimnisse vor Ihnen hat. Es mag wol jungfräuliche Zurückhaltung bei ihr sein. Aber haben Sie denn nie daran gedacht daß Konradine Liebe erwecken könnte? Ist sie denn nicht bildhübsch, voll Anmuth und Liebenswürdigkeit?"

„Darauf habe ich sie nie angesehen", sagte Ehrenfried tonlos.

„Dabei ist sie gut, gebildet, eine treffliche Hausfrau. Sie wird einen Mann einst sehr glücklich machen."

Ehrenfried hielt es nicht mehr aus. Ein ihm neues quälendes Gefühl peinigte ihn. Er sagte kurz: „nehmen Sie es nicht übel, Herr Fels, ich muß aber gleich mit Konradinen reden." Nach diesen Worten ließ er den alten Herrn stehen und lief davon. Ohne sich Rast zu gönnen rannte er nach der Stadt, nach dem Felsischen Hause und fragte hastig nach Konradinen. Sie war auf ihrem Zimmer. Er eilte dahin und stürzte athemlos in die Stube. Konradine fuhr erschrocken auf und rief: „was ist geschehen, Ehrenfried, ist dir ein Unglück zugestoßen?"

Er schnappte nach Luft und erwiederte: „nichts — Konradine — nichts — ich — ich wollte nur — —“

„„Was denn?““

„Dich etwas fragen.“

„„So rede doch, lieber Ehrenfried.““

Ehrenfried schaute sie wehmüthig an und sagte dann mit von Thränen erstickter Stimme: „ist es denn wahr daß du heirathen willst?“

Konradine ward bei diesen Worten wie von Purpur übergossen und wandte sich ab.

Ehrenfried fuhr nach einer Weile schmerzlich fort: „du wendest dich ab, du antwortest mir nicht? So ist es also wahr?“

Konradine schwieg.

Er fuhr fort: „du hast schon Anträge gehabt und mir nie etwas davon gesagt.“

Konradine sagte leise: „ich habe sie alle abgewiesen.“

Ehrenfried wußte sich in seiner Verwirrung nicht zu helfen. Er wurde nicht klug aus dem Mädchen. Aber zum ersten Male fiel ihm auf wie schön sie war, wie anmuthig ihre Haltung. Und die Verschämtheit, in der sie vor ihm stand, gab ihr einen unendlichen Reiz. Sein Herz klopfte hörbar. Ihm fiel das Wort des alten Herrn ein: „soll sie denn eine alte Jungfer werden?“ Der Gedanke kam ihm wie ein Frevel vor. Dieß herrliche Mädchen sollte ohne Liebe verwelken und verblühen. Das durfte ja nicht sein. Und sie sollte unverheirathet bleiben, weil er sie nicht entbehren mochte. — Da

schoß ihm wie ein Blitz ein Gedanke durch den Kopf und er rief laut:

„Konradine."

„„Lieber Ehrenfried!""

„Du bist doch — — —"

„„Sprich weiter.""

Ehrenfried fühlte wie ihm das Blut in das Gesicht stieg, er sagte nach einer Pause leise: „du bist doch nicht meine leibliche Schwester."

„Nein", sagte Konradine noch leiser.

Ehrenfried war es, als sei ihm die Kehle zugeschnürt, mühsam brachte er die Worte heraus: „da könntest du — —"

Er stockte. Konradine sagte nach einem Weilchen leise: „was könnte ich?"

„Meine Frau werden", hauchte Ehrenfried.

Konradine zitterte heftig, Ehrenfried stand in banger Erwartung und wagte keinen Schritt, kein Wort. Endlich hob sie den Blick und sah ihn an. Was lag alles in diesem Blicke! Liebe, Hingebung, der ganze Himmel! Ehrenfried war es als ob plötzlich die Sonne durch die Wolken bräche; er jauchzte laut: „Konradine!" Sie lächelte durch eine Thräne, er faßte ihre beiden Hände und rief: „Konradine, willst du?" Sie legte ihren Kopf an seine Brust — ihm wallte das Gefühl über, er preßte sie an sich Sie wehrte ihm nicht, sie hob ihren Kopf und schaute ihm lächelnd und verschämt in die Augen Da küßte er sie. Das hatte er noch nie gethan.

Lange konnte er nicht reden, endlich sagte er: „also bist du mein?“ Konradine erwiederte lächelnd: „dein! Ich war es ja immer.“

Nun fiel es Ehrenfried wie Schuppen von den Augen. Er hatte sie ja immer geliebt wie ein Mann ein Weib liebt, aber er hatte es nicht gewußt. Er hatte in ihr immer die Schwester gesehen und sein eignes Gefühl nicht verstanden. Erst als Herr Fels ihm die Möglichkeit klar machte daß Konradine einen andern heirathen könnte, als damit die furchtbarste Eifersucht in ihm erwachte, als er erkannte daß er ohne sie nicht leben möge, kam er zur Besinnung. Jetzt verstand er Oswalds Brief, der ihn damals so seltsam bewegt hatte, ohne daß er wußte warum.

Und nun sprachen sie sich aus. Nun erzählte ihm Konradine warum sie über die Anträge geschwiegen. Sie hatte mit weiblichem Feingefühl längst gewußt daß sie ihn liebe, daß er sie wieder liebe. Deßhalb hatte sie ihn nicht unruhig machen, ihn nicht vorzeitig zu einer Erklärung drängen wollen.

Ehrenfried klagte sich der Blindheit, der Unbeholfenheit an, sie aber meinte lächelnd: das habe ihm in ihren Augen nicht geschadet. Ein Mann solle kräftig und entschieden gegen Männer auftreten, den Frauen gegenüber aber zart und zurückhaltend.

Sie mochten eben eine Stunde geplaudert haben, als plötzlich Herr Fels den Kopf durch die Thüre steckte und demüthig fragte: „darf ich herein?“

Konradine wandte sich erröthend zum Fenster, Ehrenfried aber sprang auf und rief: „kommen Sie, kommen Sie."

Der alte Herr trat ein und sagte: „alle Wetter, Herr Kapellmeister, ich hätte nicht geglaubt daß Sie so laufen könnten. Sie sind wie ein Sturmwind dahin gebraust."

„Es litt mich nicht mehr", erwiederte Ehrenfried, „ich mußte wissen woran ich war."

„„Wissen Sie es nun?""

„Ja, ja."

„„Nun woran sind Sie denn?""

„Konradine, darf ich es sagen?"

Das Mädchen blickte unverwandt zum Fenster hinaus und erwiederte kein Wort.

„Was mag denn da unten so Merkwürdiges vorgehen sagte Herr Fels, „daß mein Töchterchen sich nicht einmal nach mir umsieht?"

Jetzt wandte sich Konradine erröthend um und b lickt, ihm bittend in die Augen.

„Oho ich merke", sagte der alte Herr, „ihr seid einig."

„Einig für das Leben", rief Ehrenfried jubelnd.

„So, Herr Kapellmeister", erwiederte der alte Herr, „und hinter meinem Rücken, ohne mich zu fragen wird das abgemacht? Ist Konradine nicht mein Töchterchen? Ziemte es sich nicht daß bei mir um sie geworben wird?"

„Ich hätte wol eigentlich ältere Rechte als Bruder", antwortete Ehrenfried fröhlich, „aber wir ehren Sie beide als Freund und Vater, und so bitten wir um Ihren

Segen.“ Mit diesen Worten führte er Konradine zu Herrn Fels hin.

Dieser blinzte gewaltig mit den Augen um eine Thräne zu verbergen, die durchaus heraus wollte, und sagte mit weichem Ton: Gott segne euch, ihr lieben, lieben Menschen. Glücklich werdet ihr, glücklich müßt ihr werden, denn ihr seid gut.“ Er umarmte beide und Konradine lehnte sich an seine Brust. . . . .

Da riß sich der Alte los und rief: „ihr seid verkehrtes Volk und ich bin ein alter Narr. Bei einer Verlobung muß man jubeln und springen und ihr treibt mir das Wasser in die Augen. Fort damit! Und nun hört wie wir es einrichten. Im August ist eure Hochzeit.“

„So früh schon“, sagte Konradine.

„Laß doch Herrn Fels“, erwiederte Ehrenfried, „er wird seine Gründe haben.“

„Ganz triftige Gründe“, sagte der alte Herr „im August ist meiner Adelgunde Hochzeit mit Adolf Werner, da feiern wir beide an einem Tage. Wir brauchen dann nur einmal Kuchen zu backen. Der Grund wird doch bei dir gelten, Konradine, du geizige Hausfrau!“

„Ist sie geizig“, fragte Ehrenfried.

„Kaum satt zu essen giebt sie uns“, erwiederte schelmisch Herr Fels, „Sie sehen ich falle alle Tage mehr ab. Doch weiter. Ihr müßt nun eine Wohnung haben, müßt euch einrichten. Das überlaßt ihr mir zu besorgen. Sie sind ein vortrefflicher Musiker, lieber Kapellmeister, aber im Handel und Wandel sind Sie unerfahren wie ein Kind

und werden überall betrogen. Also überlaßt ihr alles mir, bekümmert euch um nichts, ja ihr sollt vor der Hochzeit nicht einmal eure Wohnung zu Gesicht bekommen.“

Konradine meinte: das ginge denn doch nicht, Herr Fels aber bestand auf seinem Willen. Konradine sagte: er werde alles zu prächtig kaufen und sie müßten sich bescheiden einrichten, Herr Fels aber bestand auf seinem Willen, Konradine, erwiederte endlich: „Sie verwalten ja mein Vermögen, Sie müssen am besten wissen, wie viel wir daran wenden dürfen uns einzurichten, wir wollen Ihnen vertrauen.“

Herr Fels rieb sich vergnügt die Hände, daß er seinen Willen hatte und lief dann zu seiner Frau ihr die Neuigkeit zu verkünden.

18

19.

Die Verlobung Ehrenfrieds mit Konradinen wurde lebhaft und billigend in ganz Cedernwalde besprochen. Uebrigens kam sie den Leuten nicht unerwartet, denn alle Welt hatte diese Lösung des Verhältnisses der Brautleute erwartet. Ehrenfried war der einzige, der nicht daran gedacht hatte.

Für diesen war eine Zeit des höchsten Glückes angebrochen. Er hatte seit Jahren in Konradinen ihre Herzensgüte, ihre Verständigkeit, ihren braven Charakter geehrt und geliebt, jetzt aber, wo die Schwester zur Braut geworden war, entwickelte sie eine solche Fülle von Lieb-

reiz, daß Ehrenfried davon ebenso geblendet wie beseligt wurde. Dieses Hingeben und Versagen, dieser Wechsel von heiterer Lust und weicher Stimmung, dieses Anschmiegen und wieder Zurückweisen machte das Verhältniß täglich neu. Man hat so unendlich viel zu besprechen mit der Braut und geht man von ihr, so hat man doch noch eine Menge vergessen. Ehrenfried lernte Oswalds Brief täglich mehr verstehen und schrieb ihm das.

Herr Fels bedauerte daß die Hochzeit keine dreifache sein konnte. Sein Sohn Friedrich verheirathete sich zu derselben Zeit, mußte aber seine Hochzeit im Hause seiner Braut feiern da deren Vater von der alten Sitte nicht abgehen wollte. Doch hatte er versprochen auf seiner Brautreise der doppelten Hochzeit als Gast beizuwohnen.

Ueber diese brach aber ein lebhafter Streit aus, der sehr bedenklich zu werden drohte. Reibedanz wollte nehmlich den Ehrentag seines Freundes in seinem Hause feiern. Herr Fels erklärte daß das ganz unberechtigte Ansprüche wären. Konradine sei gewissermaßen das Kind seines Hauses und also komme es ihm zu die Hochzeit auszurichten. Reibedanz entgegnete: Konradine sei nicht die leibliche Tochter des Herrn Fels, also habe dieser keine gegründeten Ansprüche. Dagegen sei er der älteste Freund Ehrenfrieds, er danke ihm so viele schöne Stunden im Leben und so stehe ihm es zu die Hochzeit auszurichten. Uebrigens habe Ehrenfried eine öffentliche Stellung und sehr viele Verehrer und Freunde, also müsse eine zahlreiche Gesellschaft eingeladen werden. Für eine solche habe Herr Fels

gar nicht den Platz in seinem Hause. Auch zieme sich nach dem Festschmause ein ordentlicher Tanz und dafür böten die Säle seines Gasthofes den schönsten Raum. Herr Fels war außer sich über die Anmaßung des Gastwirths, wie er es nannte, doch mußte er den letzten Grund als richtig anerkennen. Es wurden Briefe gewechselt, die beiden Herren hatten einige persönliche Zusammenkünfte, wobei sie sich tüchtig zankten. Endlich kam ein Vergleich zu Stande. Die Hochzeit sollte in dem Gasthause gefeiert werden, H.rr Fels dagegen trug die Hälfte der Kosten für das Essen und lieferte sämmtliche Weine.

Und der Hochzeitstag kam heran. Ehrenfried erhielt reiche Geschenke von den Vereinen und seinen Verehrern, auch Konradine ging nicht leer aus. Von Birkenfeld erhielt sie einen schönen Schmuck zugesandt mit einem reizenden Briefe, in dem er ihr meldete daß er mit Marie, ihrer ehemaligen Schülerin verlobt sei und in seiner Braut sein ganzes Lebensglück zu finden hoffe. Dieß aber verdanke er Konradinen, denn ihre Erziehung habe Herz und Gemüth seiner Braut so trefflich gebildet, daß sie einen Mann beglücken müsse. Er bitte sie demnach den mitgesandten Schmuck als ein schwaches Zeichen seiner Dankbarkeit anzunehmen. Ein liebenswürdiger Brief Mariens, der Braut, sprach sich gleichfalls in Liebe und Dankbarkeit aus. Auch an Ehrenfried hatte Birkenfeld einen herzlichen Glückwunsch gerichtet.

Große Freude machte Letzterem auch ein kurzer Brief von Kersting. Derselbe kam von Bremen und lautete folgendermaßen.

Geehrter Herr.

Ich habe meine Strafzeit überstanden und bin im Begriff mich nach Amerika einzuschiffen. Gelingt es mir in dem neuen Leben, das ich beginne, mich zu einer sittlichen Höhe emporzuarbeiten, so danke ich es Ihnen, der mich mich selbst erkennen lehrte. Zu der Freude an Ihrem Ehrentage mag der Dank eines Menschen, den Sie sittlich gerettet haben einen kleinen Beitrag liefern.

Und nun kamen auch die Gäste. Zuerst Friedrich Fels mit seiner jungen Frau. Diese war niemand anders als Brunhilde, die Tochter des Gefängnißdirectors. Sie brachten Ehrenfried die herzlichsten Grüße ihres Vaters und des würdigen Pfarrers Blume. Beide sprachen noch mit Liebe von ihm.

Und endlich kam auch Oswald mit Luitgard und ihrem Vater. Konradine umarmte Luitgard mit überströmender Herzlichkeit, beide hielten sich aber meist allein und hatten sich unendlich viel mitzutheilen. Oswald aber war ausgelassen vor Freude seine lieben alten Freunde wieder zu sehen und sagte: „du siehst, Ehrenfried, was aus ein paar Landstreichern für ordentliche Kerle werden können.“ Er brachte der Braut das angenehmste Geschenk, ein Bild des alten Volkner, das er aus der Erinnerung gezeichnet hatte und das sehr ähnlich gerathen war. Auch Herr Arnold Fels war sehr erfreut seinen Liebling Konradine wieder zu sehen.

Die Hochzeit ward mit Glanz und lautem Jubel gefeiert. Den beiden glücklichen Brautpaaren wurde ein

Trinkspruch nach dem andern gebracht. Den ersten auf Ehrenfried und Konradine hatte sich Friedrich Fels, der junge Gatte, nicht nehmen lassen, obschon auch Reibedanz auf denselben Anspruch erhoben hatte. Er sagte: „es ist ein wahres Glück für die Menschheit daß dieses gefährliche Paar mit einander verheirathet und so unschädlich gemacht wird. Ich weiß von der unheilvollen Macht dieser beiden Menschen zu erzählen. Dieser fromm aussehende Kapellmeister, ehemaliger Pfaffe, versteht es mit seinen scheinheiligen Augen die Herzen der Frauen zu bestricken, und diese verschämte, erröthende Braut wirft den Brand des Verderbens in die Herzen der Männer. Ja, ich will es gestehen, ich war entbrannt in heftiger Liebe gegen diese Konradine und legte ihr mein Herz zu Füßen. Aber sie hatte eine dämonische Freude daran Flammen zu entzünden, nicht aber sie zu löschen. Als ich so abgewiesen war, fühlte ich mich recht unglücklich und suchte Trost. Bald aber wurde mir klar daß ich Trost nur finden könne in der Liebe eines andern, weniger dämonischen Mädchens. Und nach kurzer Zeit führte mich mein guter Stern nach Buchenau, wo ich wirklich gegenwärtigen, neben mir sitzenden Trost fand, mein liebes Weibchen. Aber denken Sie sich, als sie mir bekannte daß sie auch mich liebe, entdeckte sie mir zugleich: sie halte es für ihre Pflicht mir zu erklären — — zupfe mich nicht so, liebe Frau, habe ich so viel gesagt, muß alles heraus — — — daß sie schon einmal — — ja doch liebe Frau, ich will den mildesten Ausdruck brauchen — — ein wenig verliebt gewesen wäre

und zwar in diesen scheinheiligen Kapellmeister. Darum wollen wir wünschen daß das Band, daß heute diese gefährlichen Menschen verknüpft, recht fest halte, damit sie nicht wieder loskommen und anderweitigen Schaden an den Herzen der Söhne und Töchter des Landes anrichten."

Die junge Frau Fels schmollte tüchtig mit ihrem Manne daß er ihr Geheimniß verrathen und er hatte viel zu thun sie wieder zu versöhnen. Auch Reibedanz hatte seine Frau mit bedeutungsvollem Lächeln angeschaut und Ehrenfried hatte mit Konradinen eigenthümliche Blicke gewechselt.

Ganz ohne Rede konnte aber Reibedanz die Tafel nicht vorübergehen lassen und er sagte: es sei wahr daß die Brautleute die Herzen der Menschen zu gewinnen wüßten, aber nicht in der einseitigen Weise wie Herr Fels gesagt habe. Ehrenfried wisse nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer zu fesseln und wer ihn näher kenne müsse ihn lieben. Ebenso entzünde Konradine nicht nur die Herzen der Männer, sondern sie bezaubere auch die Frauen, die sie näher kennen lernten. Bei diesen Worten sprangen Luitgard und Adelgunde auf und umarmten Konradine, Werner aber, Oswald, Reibedanz, Herr Fels und noch manche andere umringten Ehrenfried und stießen herzlich mit ihm an.

Unter Lust und Fröhlichkeit nahte die Tafel ihrem Ende. Werner und Adelgunde hatten sich schon in der Stille entfernt, sie wollten eine Hochzeitsreise machen und mußten daher früher aufbrechen. Auch Ehrenfried fing

an sich aus der lärmenden Festlichkeit nach dem Alleinsein mit Konradinen zu sehnen und gab ihr einen Wink. Sie verstand ihn und beide entfernten sich so unbemerkt wie möglich, nur von Herrn Fels gefolgt. Als sie den Saal verlassen hatten, sagte dieser: „ihr wollt nach eurer Wohnung, da muß ich euch ja den Weg zeigen.“ Und so war es auch, noch hatten beide ihre Wohnung nicht gesehen. Ein Wagen wartete ihrer und sie fuhren nach ihrem Hause. Dasselbe lag am Ende der Stadt, mit der Aussicht in das Freie, nicht weit von der Wohnung des Herrn Fels. Der Wagen hielt an einem Gartenzaune in der Thüre stand Kunz, der den Schlag öffnete und sie empfing. Sie traten ein und blieben bestürzt stehen. War das Täuschung? Waren sie um fünfzehn Jahre zurückversetzt? Der Garten hatte täuschende Aehnlichkeit mit dem, wo sie als Kinder gewohnt hatten. Und richtig links stand ein Gärtnerhaus, genau wie es in Tannenheim war. Und das Wohnhaus vor ihnen! Es war größer als das Haus des alten Volkner, aber ganz ähnlich, hatte denselben Anstrich und vom Weinlaub umzogene Fenster. Sie sahen sich gegenseitig an und blickten dann auf den alten Herrn, der sich still vergnügt die Hände rieb.

„Was ist das“ fragten beide aus einem Munde.

„Habe ich es so recht gemacht“ sagte Herr Fels schmunzelnd. „Aber wie ist das möglich“, rief Ehrenfried, „es ist als wären wir in unserer alten Heimath?“ „Das war meine Freude“, erwiederte Herr Fels, „die ich mir vorbehalten hatte. Ihr sprachet mit so viel freundlicher Er-

innerung von der Stätte, wo ihr eure Kindheit verlebt habt, daß ich versuchte in eurer neuen Heimath ein Bild der alten herzustellen. Das Haus ist wesentlich größer, als euer Stammhaus, aber der Garten ist ganz so angelegt, wie der in Tannenheim. Das hat der brave Kunz hier gethan. Er war heimlich in Tannenheim und hat sich dort den Plan geholt. Und wenn es euch recht ist, bleibt er als Gärtner bei euch, sein Häuschen, wie ihr seht, ist schon bereit.“ Ehrenfried und Konradine umarmten gerührt den alten Herrn und drückten Kunz herzlich die Hand. Viel sprechen konnten sie nicht, denn sie fühlten sich seltsam bewegt. Darauf gingen sie in das Haus. Dort war alles auf das Behaglichste eingerichtet. Mit feinem Gefühl hatte Herr Fels alle übermäßige Pracht vermieden, und doch war alles so wohnlich, so behaglich, so geschmackvoll. Im großen Zimmer ein prachtvoller Flügel. Die Schränke auf das Reichlichste gefüllt mit Geschirr, Silberzeug und allem, was zu einer behaglichen Haushaltung gehört. Und in dem Zimmer rechts stand der alte Lehnstuhl des Großvaters Volkner, standen die Möbel, die Ehrenfried damals nicht verkauft, sondern zum Aufheben gegeben und seitdem fast vergessen hatte. Alles das hatte Oswald besorgt, dem die Einrichtung des Zimmers noch in der Erinnerung war. Konradine weinte laut auf, sie meinten sich wirklich in die Heimath versetzt.

Doch als sie nun weiter gingen, das Haus zu besehen ward Konradine immer bedenklicher. Das war zu viel, zu reich. Endlich sagte sie: „Sie haben nicht Wort ge-,

halten, böser Vater, diese Einrichtung übersteigt unsere Kräfte. Jetzt ängstigen Sie mich nicht und sagen Sie was das alles kostet.“ Herr Fels zog einen großen Bogen Papier aus der Tasche und sagte: „damit du nicht unruhig, wirst, mein Töchterchen, übergebe ich dir hier die genaue Rechnung.“

Konradine las das Papier, es war eine Schenkungsurkunde über Haus und Garten mit allem Zubehör.

„Nein, nein“, rief sie, „das ist zu viel, das können wir nicht annehmen. Hier ist die Urkunde zurück.“

„Bist du denn nicht mein Töchterchen“, sagte der alte Herr, „und muß ich dir nicht eine Aussteuer geben?“

„Ich will Ihre Tochter sein“, entgegnete Konradine, ‚was Ihre Liebe, aber nicht was Ihr Vermögen betrifft. Ich war auf eine recht reiche Aussteuer von Ihnen gefaßt, denn ich kenne Ihre Freigebigkeit, aber das Geschenk von Haus und Garten mit allem Zubehör überschreitet alle erlaubten Grenzen.“

„Konradine hat Recht“, rief Ehrenfried, „wollten wir ein so großes Geschenk annehmen, wir würden Ihren Kindern Abbruch thun — und offen gestanden, wir würden nie vergelten können, wir würden unter der Last der Dankbarkeit erliegen.“

Herr Fels schwieg einen Augenblick, dann sagte er mit weicher Stimme: „ihr seid recht selbstsüchtig, ihr wollt mir keinen Dank schuldig sein, ich aber soll die Verbindlichkeit gegen euch immer mit mir herumtragen. Hast du vergessen, Konradine, wie wir alle am Nerven=

fieber lagen und du uns wochenlang pflegtest und mein Haus in Ordnung hieltest? Der Arzt hat mir wiederholt versichert daß nur deine Pflege und dein kräftiger Wille, der jede Störung von uns fern hielt, uns gerettet hat. Was du damals geleistet hast du uns verrathen, als du später selbst vierundzwanzig Stunden in Fieberphantasien lagst. Da warst du im Geiste zurückversetzt an unser Krankenlager, da strittest du dich herum mit den Leuten, die uns sehen wollten, da bliebst du selbst gegen unsere nächsten Freunde und Verwandten hartnäckig und niemand durfte zu uns herein, du ließest dir harte Dinge sagen, aber du bewachtest uns. Und der Arzt hat mir es gesagt daß die leiseste Störung uns hätte verderblich werden können. So danken wir dir das Leben und du wolltest mir die Freude nicht gönnen dir und deinem wackern Ehrenfried das Nestchen eures Glückes bereitet zu haben?"

Konradine war weich geworden, allein sie gab noch nicht nach und erwiederte: „was ich that war meine Pflicht, Ihr Geschenk ist zu reich."

„Nun denn", antwortete Herr Fels, „wenn meine Bitten nicht helfen, muß ich aus anderem Tone mit dir reden. Was ich dir hier gebe gehört dir von Gottes und Rechts wegen."

„„Wie?""

„Als ich damals das Bewußtsein eben wieder gewonnen hatte, aber noch sehr schwach war, kam eines Tages mein Geschäftsführer und erklärte er müsse mich sprechen. Du wolltest ihn nicht zu mir lassen, er aber behauptete ich

müsse eine Entscheidung im Geschäfte treffen, die sehr wichtig sei. Es war uns ein Kauf angetragen worden, der großen Gewinn abwerfen, aber auch Verluste nach sich ziehen konnte. Es war gleich gefährlich das Angebot zurückzuweisen und anzunehmen. Der Geschäftsführer wagte nicht für sich selbst zu entscheiden. Du aber wußtest daß wenn ich die Sache erführe ich in Aufregung und Sorge käme, während ich doch der größten Schonung bedurfte. Da gingst du muthig entschlossen mit dem Geschäftsführer auf das Comtoir, ließest dir die Sache erklären, sahest alle Papiere durch und sagtest dann: „machen Sie das Geschäft, ich will es verantworten.“ Mein Geschäftsführer nahm deine Verantwortung an, das Geschäft wurde abgeschlossen und hat mir überreichen Gewinn abgeworfen. Nach Fug und Recht gebührt dir eine Provision, denn du hast eigentlich das Geschäft gemacht. Nun das Haus und der Garten sollen diese Provision sein. Also nimm was dein ist, du bist mir keinen Dank schuldig.“

Konradine gab sich besiegt, sie flog dem alten Herrn an den Hals und sagte: „sei es denn! Ich hatte vielleicht Unrecht Ihnen keinen Dank schuldig sein zu wollen! Bin ich doch auch ohne Ihre reiche Güte Ihnen auf ewig verpflichtet.“

Herr Fels nahm Ehrenfrieds Hand und sagte weich: „rechnen wir nicht mit einander, ich käme wol schlecht dabei weg. Die vielen Freuden, die ich euch beiden danke, sind nicht hoch genug anzuschlagen. Und ich hoffe euch noch recht viele zu danken. Ich bin ein Fünfziger und hoffe

noch imme auf ein zwanzig Jährchen. Jetzt tritt Werner in mein Geschäft und mein Sohn Friedrich, da werde ich bald nicht viel mehr zu thun haben und kann ganz meiner Leidenschaft, der Musik, leben. Und in dieser danke ich euch beiden doch die schönsten Genüsse. Um Gotteswillen, rechnen wir nicht mit einander, ich komme wahrhaftig zu kurz dabei weg. Doch ich bin schon viel zu lange bei euch gewesen, nach der Aufregung dieses Tages wollt ihr allein sein. Morgen früh will ich nachfragen wie es euch geht."

Mit diesen Worten riß er sich los und entfernte sich.

Konradine und Ehrenfried sahen sich lange an, endlich sagte Ehrenfried: „das Glück überschüttet uns mit seinen Gaben, fast werde ich ängstlich dabei."

Konradine reichte ihm die Hand und erwiederte: „wir wollen uns bestreben unseres Glückes würdig zu sein."

„Amen", entgegnete er und schloß sie in seine Arme. Die Sonne war eben hinabgesunken, der Abendhimmel erglühte in dem herrlichsten Roth und beide schauten hinaus in das prachtvolle Schauspiel.

Da trat Kunz herein, der ihnen als Gärtner in Zukunft der treue Hausgenosse, der Verwalter und Hauswart sein sollte und brachte die Gartenschlüssel. „Ich habe zugeschlossen", sagte er, „denn heute Abend wird doch kein Besuch mehr angenommen."

Ehrenfried nahm den Schlüssel und rief lachend: „mein altes Schicksal bleibt mir treu, ich bin wieder einmal eingeschlossen. Jetzt aber mit dir, mein liebes Weibchen, und da du mein Gefäängniß theilst, soll es mir ein Paradies werden."

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.